M. 1326

Stw
5142

Constantinopel

in

den Händen eines europäischen Volks.

ein Gegenstück zum Geist der Zeit

von

Ernst Moritz Arndt.

[Verf.: Carl Gottfried Möller]

KÖNIGL. KREISBIBLIOTHEK IN AUGSBURG

1807.

Constantinopel in den Händen eines europäischen Volks.

Auch im Gedränge der großen Ereignisse, die uns selbst treffen, richten wir unsre Aufmerksamkeit auf die alte Hauptstadt, die so lange der Sitz der orientalischen Kaiser und seit mehr als vierthalb hundert Jahren der Centralpunct eines Volks war, das dem übrigen Europa fremd und feindselig blieb, auch nachdem es dessen schönsten Theil in Besitz genom-

men hatte. Ganz nahe scheint über ihr eine große Katastrophe zu schweben. Die Türken haben längst aufgehört, ein furchtbares Volk zu seyn: sie würden wahrscheinlich fast eben so leicht aus Europa verjagt werden können, als die Preussen aus ihrem Königreich hinter die Memel. Wer wird ihre Beute theilen? Oder wird ihnen die Konvenienz der europäischen Mächte den Besitz der Eroberung ihrer Väter noch länger sichern?

Angenommen, daß äussere Macht, innerer Wohlstand und Entwicklung der geistigen Kräfte die edelsten Ziele sind, nach welchen ein Volk streben muß, so ist der Untergang der türkischen Herschaft zu wünschen, denn unter ihrem Scepter können die herrlichen Länder, die einst so groß

und glücklich waren, nie wieder zu politischem Ansehn gelangen; nie kann unter raubgieriger Paschen Tyrannei das Volk zu Wohlstand kommen, und der Entwicklung ihrer eignen geistigen Kräfte setzt ihr Glaube, der ihrer Unterthanen, die Sklaverei unüberwindliche Hindernisse entgegen.

Denkt man vollends an die seit Jahrtausenden versunkene Herrlichkeit der griechischen Welt, so fühlt man sich versucht, mit dem Schicksal zu zürnen, das zusehn konnte, wie die Imams auf Leonidas Grabe ihre Rikkats machen, und wie ein Sklav aus dem Serail gesendet wird, zu herrschen, wo einst Perikles gebot. Noch ist der milde Himmel, noch das malerische Land, noch die reizbare, von der Natur freigebiger, als irgend eine ausgestat-

tete Nation vorhanden, aber die Blüthe ist gewelkt, die sich hier einst schöner, als sonst irgendwo auf Erden, entwickelte. Soll kein Frühling sie wieder hervorrufen? Soll nicht das Blut der Barbaren den entweihten Boden entsündigen, damit ihn die Götter wieder betreten können?

Ach nie werden sie wiederkehren! Wir vergessen, daß es die Türken nicht sind, die jene Blüthe abgestreift haben, daß die Nation der Griechen durch sie fast nicht elender geworden ist, als sie schon war, ehe es Türken gab, ja daß durch diese Eroberer vielmehr jener Boden wieder zum Schauplatz würdigerer Thaten erhoben wurde. Der Muhamedanische Glaube ist der geistigen Entwickelung doch unendlich günstiger, als der infame Aberglaube der

Griechen, ein Mollah auf Sokrates Wohn=stäte doch lange nicht so empörend, als ein griechischer Mönch oder Bischof, der kein Bedenken hat, zu Ehren eines Vo=cals oder Diphthongs den Bürgerkrieg zu entzünden. War dann dieß Volk etwa mächtig, war es etwa im Wohlstand, ehe es Mahomet II. aus der Knechtschaft der Patriarchen unter die seinige brachte? O nein! es war nichts als das hohle Gespenst eines längst am Kreuze gestorbenen Volkes.

Es ist wahr, ein Schatten ehemaliger Cultur war in Constantinopel noch übrig, als es die Türken eroberten, aber wie schwach und wirkungslos! Das Eigen=thum einiger Individuen, befleckt mit dem Roste des Aberglaubens, diente diese Cul=tur zu nichts, als daß sie in einem andern

Lande die Flamme wieder entzündete, die hier längst verlöscht war. Haben die Türken jene Tempel zerstört, oder sind ihre Trümmer nicht eben so viel Denkmale der Schande des bigotten Theodos, an dem der Fanatismus den Namen des Großen entwürdigt hat?

Die abscheulichste Ausgeburt menschlichen Aberwitzes, die der Sittlichkeit wie dem Verstand in allen Sätzen Hohn spricht, den Menschen in Kampf und Widerspruch mit sich selbst stürzt, alle Ahnung des Guten und Schönen austilgt, und nur zum Meuchelmord oder zum Auto da fe Gift, Dolch und Mordbrand vorhält, liegt unter dem Namen Religion noch immer als ein schwarzer Fluch der Hölle auf den Gemüthern der armseligen Griechen, und

macht sie unfähig, für sich zu bestehn. Sie müssen dienen.

Ihre jetzigen Herren, die Türken, sind selbst nicht frei von Fanatismus, ungeachtet ihre Religion unendlich reiner und des Menschen würdiger ist. Aber an Beförderung eines besseren Lichtes durch sie ist nicht zu denken. Einst von den Römern erobert wurden die Griechen, die Lehrer ihrer Sieger, dann sie waren blinde Heiden: seit sie zum wahren Glauben bekehrt worden sind, bedürfen sie es, daß ihre Sieger ihnen Lehrer werden.

Als sie Heiden waren, da blühte Wohlstand auf den glücklichen Inseln und Küsten ihres Landes, das eine Volksmenge nährte, die wir nicht genau zu schätzen im Stande sind, die aber gewiß weit beträcht-

licher war, als sie jetzt irgend ein Land aufzuweisen hat. Jene Paradiese sind jetzt menschenleer und ein paar Fischer können aus der üppigsten Natur kaum die Nothdurft gewinnen. Die Türken sind blos geschickt, zu befehlen und zu nehmen, darum muß ein andres Volk kommen, das verstehe, die Schätze des Bodens zu benutzen. Wir schiffen nach beiden Indien, um vom Ganges her, um von den Inseln der Caraiben zu holen, was uns tägliches Bedürfniß geworden ist: auf jenen Inseln, in Asiens und Nordafricas Fluren würde das alles an den Küsten des mittelländischen Meeres gedeihn, und mit dem Flor jener Länder unser eigener wachsen. Darum müssen Europäer dort herrschen, die da wissen, daß man säen muß,

um zu ärnten, und nicht, wie die Türken, ärnten wollen, ohne zu säen.

Das mittelländische Meer ist den Europäern. Einst war an seinen Küsten alles vereint, was der Menschheit Werth gab: unsre Rohheit, unser Aberglaube hat gemacht, daß wir zwei Drittheile derselben verloren haben. Jetzt sind wir erwacht und haben das Joch zerbrochen, das Jahrtausende unsern Nacken bog: kein Despot wird es uns wieder auflegen, keine frömmelnden Bänkelsänger es uns wieder anschwatzen. Wir müssen unsre Kraft brauchen, um wieder zu nehmen, was unser war, was die Natur uns gegeben, uns angewiesen hat, und wir werden es, da der Aberglaube von uns genommen ist, der uns bisher entkräftete, würden es

schon genommen haben, wenn wir vereint wären.

Einst waren von allen europäischen Völkern die Römer allein mächtig, aufgeklärt und consequent genug, um mit Nachdruck nach aussen zu wirken, und bald waren die Gestade des mittelländischen Meeres ihnen. Jetzt haben drei europäische Völker hinreichende Macht und Aufklärung, um sich diese Eroberung zu wünschen und sie zu bewerkstelligen. Noch eine vierte tritt hinzu, die nicht ohne Grund Theil an der Beute verlangen kann.

England hat mit Glück, Kühnheit und Einsicht den Welthandel, den Reichthum aller Völker, unter stets glücklichen Kämpfen und durch dieselben an sich gezogen. Warlich, der Engländer hat Ursache, stolz

auf sein Land zu seyn. Es ist das einzige freie auf dem ganzen Erdboden, das einzige, wo nur Gesetze herrschen. Aus einem Kampfe, der mit der Unterdrückung aller Völker geendet hat, die daran Theil genommen, ist es allein siegreich und mächtiger als jemals hervorgegangen; nicht nur seine Freiheit hat es behauptet, sondern in allen Theilen der Erde große Reiche erobert und die Meere sich zum Eigenthum gemacht. Wohin der Wind ein Segel führen kann, überall herrscht Großbritanniens Flagge. Eben darum sind die Engländer in feindseliger Opposition mit allen andern Völkern, deren Schätze sie an sich ziehn, deren Industrie sie lähmen, die sie in Widerspruch mit sich selbst verwickeln. Denn sie bezahlen den reichen

Grundbesitzern die rohen Producte aller Länder, um ihre Fabricate desto besser zu verkaufen. Dadurch bewirken sie ein völliges Aushungerungssystem der Regenten gegen ihre eignen Unterthanen. Denn leider sind die Regenten und Minister überall die reichsten Grundbesitzer, folglich lieber mit den Engländern in Verkehr, als mit ihren Völkern, denen sie die Mittel zur Subsistenz, das fabricirbare rohe Product, nicht zukommen und das Brod nur um Preise verabfolgen lassen, die ihnen jene nicht bezahlen können. Schiffarth und Handel, die sichersten Mittel zum Gewinn, verbieten die Engländer den gedrückten Völkern theils geradezu und mit Gewalt, theils dadurch, daß sie durch ihre eignen Herrscher sie arm machen, denn

ohne Capital keine Schiffarth! Theils verkehren sie dieselben in Canäle, durch welche das Geld des Auslands nach ihrer Themse wandert. Fabriken, Kunstfleiß, muß überall ausser England, untergehn, weil dieses die rohen Producte abholt.

Und die Länder, welche die Engländer ausser ihrer Insel beherrschen, sind diese etwa glücklich? Eben so wenig, als es das Ausland durch sie wird. Nichts als den Gewinn von dem als Colonie behandelten Lande verlangen diese Herrscher. Was ist ihnen Indien? Ein Marktplatz, wo sie viel verkaufen und wohlfeil einkaufen. Jenes ungeheure Land, das dem Forschungsgeist so viel anbietet — durch sie ist es fast nicht bekannter geworden, als es unter der Mongolischen Herrschaft war. Mag

dort am Ganges die Cultur sich zuerst entwickelt haben — mögen die Braminen im Besitz der ältesten Urkunden des Menschengeschlechts seyn — wenn nur ihre Baumwolle wohlfeil ist! Wenn sie nur die Englischen Fabriken beschäftigen! Malta war berühmt als der Sitz eines Ordens, der fast das einzige würdige Ueberbleibsel aus unserer Vorzeit war; jetzt ist es eine Schiffsstation. Nicht als wenn England keine Männer hätte, denen Cultur und Wissenschaft wichtig und heilig sind, die es wünschten, daß die Zwecke der Menschheit in allen Zonen befördert werden möchten, aber diese Männer haben nichts mit den Colonien zu thun, diese sind nur für Handelsspeculationen.

So groß und blühend also auch die

brittische Insel selbst ist, wäre es doch ein großes Unglück für die Levante und für die ganze Menschheit, wenn von ihr aus der Stoß gehn sollte, der die Herrschaft der Türken zertrümmern und die Küsten des mittelländischen Meeres den Europäern wiedergeben wird. Sie würde nichts für das Wiederaufleben der Völker thun, die hier in dumpfer Knechtschaft sich und ihr Land vermodern lassen: berauben würde sie die armseligen noch mehr, als sie es schon sind, ihnen den letzten Rest ihrer Monumente nehmen, um sie in den Park eines Lord Midas aller Augen auf ewig zu verbergen. Und Europa wäre nun noch schlimmer als ehemals dran. Denn statt seine Cultur auf die Länder verbreiten zu können, in denen sie einst

blühte, und auf die es jetzt Blicke voll Hoffnung richtet, wäre es nun auf lange Zeit ganz von ihnen ausgeschlossen: statt in jenem schönen Klima die Producte zu erzeugen, die es jetzt von den stolzen Insulanern abhängig machen, würden diese jede Möglichkeit abschneiden, ihre beiden Indien je entbehrlich werden zu lassen. Der Besitz, den die Engländer von Gibraltar und Malta behaupten, ist also gefährlich für das Glück von Europa; mögen jene Segler Ost- und Westindien beherrschen, mögen sie nach Botanybay ihre Verbrecher und nach Otaheite ihre Missionarien senden: ins mittelländische Meer sollten sie zum Beßten der europäischen Menschheit nicht gelangen! Die Säulen des Herkules sollten ihre Gränze und

Trafalgar der äusserste Schauplatz ihrer Triumphe seyn.

Es war daher ein Unglück=schwangeres Ereigniß, als vor kurzem eine englische Flotte nahe bei dem Serail von Constantinopel die Anker warf und diese Hauptstadt ihrem Gesetz zu unterwerfen drohte: die Vorsehung richtete es aber so ein, daß ihr Führer sich überlisten ließ und der brave Sebastiani Zeit gewann, die Flotte selbst mit Abschneiden ihres Rückzugs zu bedrohn, so daß sie eilends davon segeln und ihre Drohungen mit Hohngelächter beantwortet hören mußte. Dießmal wendete jener wackere Krieger noch die Eroberung dieser Hauptstadt ab, die in Eng=

lands Händen eine Geissel für uns geworden wäre.

Der zweite Staat, der schon seit länger als dreissig Jahren sich nach dem völligen Besitz des Orients sehnt und wohl Kraft und Klugheit genug hat, ihn sich zu verschaffen, ist Rußland. Es sieht jetzt schon die Griechen, die den größten Theil der Bevölkerung jener Länder ausmachen, als seine Unterthanen an; große, glänzende Siege haben ihm die Hälfte der Fürsten des schwarzen Meeres unterworfen; die osmanischen Festungen decken jetzt seine eigne Gränzen und eben in demselben Zeitpuncte, wo es mit Riesenanstrengung im baltischen Meer um die Weltherrschaft den fürchterlichen Kampf der Entscheidung kämpft, hat es auch ein Heer

an die Mündungen der Donau gesendet. Was hätte das russische Reich, was hätte Europa von der Besitznahme Constantinopels durch ein russisches Heer zu hoffen?

Rußland hörte dann auf zu seyn, was es jetzt ist, eine nordische Macht, die mit starkem Willen gegen die Natur ankämpft, welche die Blüthe der Cultur nicht in beeiste Steppen pflanzte, die in sich selbst getheilt ist und neben hochcultivirten, luxuriösen Reichen nichts als in tiefer Barbarei schmachtende Sklaven zu Unterthanen hat. Es würde in die Reihe der südeuropäischen Mächte, mit dem Vorzuge treten, daß es aus seinem Norden robuste, abgehärtete Krieger zög; es würde sich in seinen herrlichen Eroberungen das Volk verschaffen, das es aus der schmählichen Knecht-

schaft erlösen, dem es Gesetze, dem es alles ausser der physischen Existenz geben müßte, ja gewissermassen auch diese, denn nach einer Generation würde sich die Volksmenge hier vervierfachen. Es würde den Sitz seiner Macht nach Constantinopel verlegen, und dadurch das Gute und Schöne wieder erwecken, dessen Andenken diesen Boden noch jetzt heiligt, da es so lange schon geschwunden ist. Das orientalische Kaiserreich würde sich in viel herrlicherem Glanze, mit viel größerer Macht erheben, als es je vorher besessen hat. Die Krone hätte denn Millionen nichtleibeigner Unterthanen.

Die alt russischen Länder würden dabei unstreitig gewinnen, obgleich manche Klagen erschallen würden. Von dem übrigen

Europa würde England am meisten verlieren, denn nimmermehr würde die russische Regierung dulden, daß diese Kaufleute ihr Herrscherjoch jenen Meeren, die sie die ihrigen nennt, auflegen dürfte: die Russen, im Besitz von den griechischen Inseln, und direct oder indirect Herren von Aegypten, würden den Weg nach Ostindien finden, oder was noch mehr ist, sie würden die indischen Producte in ihrem eignen Land erziehn, auf eignen Schiffen dem übrigen Europa zuführen. Die Engländer könnten dann nicht mehr die Regenten des festen Landes zum Aushungern ihrer Unterthanen disponiren; denn Africa und Aegypten würden Getraide im Ueberfluß liefern und nicht die Kaufleute Eines Handelsplatzes würden mäklerisch die

Preise bestimmen. Gibraltar und Malta wären ihnen dann unnütz.

Eine seltsame Politik hat in diesem Augenblick Rußland und England gegen Frankreich verbunden: eine Politik, die es dem Hofe von St. James zur strengsten Pflicht zu machen scheint, sowohl durch ein Gewebe von Versprechung und Täuschung die Aufmerksamkeit Rußlands von dem Süden abzuziehen und gegen den Norden zu wenden, als auch diese Triebfedern seiner Imachinationen auf eine kunstvolle Art gegen Rußland zu verbergen, um nicht selbst das Opfer seiner Intriguen zu werden — indem der von einem betrüglichen Lichte getäuschte Beherrscher des nordischen Staatskolosses dem großen Beherrscher der abendländischen Mo=

narchie seine Hand zur Vereinigung gegen den gemeinschaftlichen Feind des Continents bietet, — während Frankreich nur einen eingebildeten Verlust leiden würde. Denn es verlör nichts, als die Hoffnung jene Länder für sich zu erobern. Will man das einen Verlust nennen, daß es alsdann eine Macht neben sich sähe, die ihm völlig gewachsen wäre? Was schadete ihm diese Macht? Sie würde in ihrem neuen Wohnsitz allzuviel zu thun finden, als daß sie sobald an Eroberungen denken sollte. Und wen hätte Frankreich wohl zu fürchten, so lange Napoleon regiert? Aber auch in der spätern Zukunft würde ja wohl die vereinte Macht des Westen von Europa bis an die Elbe und das adriatische Meer hinreichen, sich selbst zu erhalten!

Das übrige Europa hätte sichtbaren Gewinn von Rußlands Befestigung in der Herrschaft über das orientalische Reich. Die Staaten am baltischen Meere gewinnen, weil sie dann nicht mehr abhängig von einer Macht wären, die im Norden nicht so stark sich mehr zeigen könnte, nachdem ihr Hauptinteresse auf den Süden sich richtete. Deutschland und Frankreich hätten aber den großen Gewinn, daß ihren Gelehrten und Künstlern weite Reiche zum Spielraum geöffnet würden: Rußland müßte, seine Eroberungen in wissenschaftlicher Hinsicht aufzuklären, Deutsche und Franzosen dahin senden; aus eben diesen Nationen müßte es sich Männer zum Einrichten von der Landescultur, von Fabriken und den mechanischen Künsten holen.

Und alle Länder würden frei vom englischen Handelsjoch: die griechischen Inseln würden mit denen der Nordsee in Concurrenz treten, um so mehr, weil sie bei sich zu Hause produciren könnten, was jene erst aus ihren fernen Colonien herbei holen.

Wie aber, wenn Frankreich, das schon jetzt überwichtige abendländische Kaiserreich, das Gebiet des alten Roms wieder zu vereinigen strebte? Wenn der große Mann, der jetzt zu einer Macht gelangt ist, welche nie ein Beherrscher vor ihm erreichte, den Riesenplan hätte, sich zum alleinigen Herrn des Planeten zu machen, über dessen Hälfte er schon gebietend sich erhoben hat? Erliegt ihm Rußland jetzt, so hat er dieß Ziel erreicht. Dann hindert

ihn nichts mehr, das morgenländische Reich wieder herzustellen, und was würde es durch einen solchen Regenten werden! Was für Folgen für das gesammte Menschengeschlecht würden entstehn! Das bisher chimärische Project eines ewigen Friedens wäre dann realisirt, und allenthalben würde man trachten, Glück und Wohlstand zu befestigen: dazu allein würden alle Kräfte der Länder verwendet werden, denen für ihre äussere Sicherheit nichts zu thun übrig wäre. Nicht zu berechnen sind die Folgen, welche die Ausführung der riesenhaften Idee einer Universalmonarchie in unsern Zeiten für alle Völker haben würde. Die Griechen und Römer nannten in ihrer Unkenntniß von der wahren Gestalt und Größe der Erde zwar

auch ihre Reiche so, aber sie waren es nicht, weil der Kampf um ihre Sicherheit und Ausbreitung nie endete, sich bei den ersteren bald verderblich gegen ihr Inneres kehrte, bei den letzteren allmählig eine Militärdespotie einführte, die, in sich uneins, ihren Zweck und Geist der zerbrechlichen, bald genug von Barbaren zertrümmerten Form opferte.

Hat das Schicksal noch nicht beschlossen, der Erde eine neue Form der Herrschaft zu geben, so tritt ein vierter Staat noch mit Ansprüchen auf Erweiterung seiner Gränzen durch türkische Provinzen auf, Oesterreich. Diese Ansprüche gründen sich vorzüglich auf das Verdienst, die Türken einst, als sie ihren Eroberungen keine Gränzen setzten, zurückgehalten und die

christliche Welt gerettet zu haben. Oesterreich war der Damm, gegen den der Strom der asiatischen Barbaren zwar oft heftig spühlte, den er aber nie ganz überwältigte. Servien, Bosnien, Kroatien, die Wallachei, Bulgarien scheint die Natur selbst mehr dem Herrscher Ungarns, als dem Gebieter des schwarzen, des ägeischen und östlich-mittelländischen Meeres zugetheilt zu haben. Weiter Landeinwärts, als bis gegen Sophia oder Nikopolis und das Gebürge Balkan, verändert sich die Natur und das Interesse des Landes: die Küstenvölker richten nach der See, die innern nach Ungarn hin ihre Thätigkeit. Dort scheinen sich neue Staaten bilden zu wollen: der Pascha von Widdin versuchte es einen unabhängigen tür-

kischen und Czerny Georg einen christlichen zu gründen, welcher in diesem Augenblicke schon wagt, Unruhen in Oesterreichs Gebiet anzustiften, aber jene Staaten sind durchaus weder mächtig, noch cultivirt genug, um sich selbst zu erhalten. Nur die Schwäche der Türken machte ihre Entstehung möglich und nur die politischen Verhältnisse konnten Oesterreich abhalten, sie für sich in Besitz zu nehmen. Diese politischen Verhältnisse müssen sich bald ändern und in Pohlens Wildnissen wird so gut über Servien als über Constantinopel entschieden — vielleicht auch über die Reiche am Ganges! —

Die gänzliche Eroberung des türkischen Reichs hat Oesterreich nie unternehmen wollen. Auch wenn es ja, vor dem Untergang

der Türken, zu einem hohen Gipfel von Macht und Größe emporwachsen sollte, ist ihm der Besitz asiatischer Länder und einer weiten Seeküste nicht wünschenswerth. Es ist keine Seemacht und will keine seyn, kann es auch nicht werden ohne gänzliche Revolution aller seiner Machtverhältnisse. Wer aber Constantinopel in Besitz nimmt, der muß auch über Kleinasien, wenigstens bis an die karamanische Gränze, der muß auch über das schwarze, das ägeische und mittelländische Meer seine Herrschaft ausdehnen.

Die Türken meynen selbst, sie werden Constantinopel und ganz Europa räumen müssen, aber in Asien gedenken sie sich zu behaupten. Darum lassen sich die Vornehmen gern in Skutari, einer Constanti-

nopel dicht gegenüber liegenden asiatischen Stadt, begraben, denn hier, glauben sie, werden die gläubigen Moslem ewig herrschen. Das können sich nur Türken einbilden. Nicht umsonst übersieht man von Constantinopel aus die asiatische Küste: wer diese Hauptstadt sich unterwirft, der wird und muß streben, auch Meister des Hellesponts und Bosporus, Meister der Küste, die er aus den Fenstern seines Schlosses übersieht, zu seyn. Welche precaire Existenz hätte eine Hauptstadt, zu der die wichtigsten Zugänge in der Gewalt eines fremden, feindlichen Volkes wären!

Diese wichtigsten Zugänge sind aber der Bosporus und vorzüglich der Hellespont. Constantinopel hat unter allen

Hauptstädten der Erde die festeste Lage: überhaupt hat die Natur wohl nicht leicht einen Ort hervorgebracht, der zur Anlage einer Hauptstadt vortrefflicher wäre. Nur eins fehlt ihm; ein schiffbarer Strom, der sich weit in das Land hinauf erstreckte. Dafür liegt es an der See, so daß es zugleich zwei große Meere, die natolische und thracische Küste und die Inseln des griechischen Meeres beherrscht, ohne der Gefahr einer Belagerung von der Seeseite leicht ausgesetzt zu seyn, wenn es nur irgend gut vertheidigt wird.

Am Eingang des Bosporus bedeckt es die südliche Landspitze der europäischen Küste, die hier von der asiatischen so wenig entfernt ist, daß die daselbst liegende Stadt Scutari als eine Vorstadt von Con-

stantinopel gilt. Da, wo das Mar. di Marmora sich gegen Norden verengt und die europäische Küste sich der asiatischen nähert, liegt zuerst das Fort der sieben Thürme, nahe am Meere. Von da an erstreckt sich die Stadt bis dahin, wo das Mar di Marmora zur Meerenge wird. Gleich über dieser Stelle geht ein schmaler Arm der See in westlicher Richtung landeinwärts; dieser heißt das Horn und bildet den Hafen von Constantinopel. Vom Ende des Horns bis nach den sieben Thürmen hin läuft die Fortifications-mauer der Stadt, im Westen derselben, von Norden nach Süden gerichtet. Der Grundriß der Stadt gleicht folglich einem recht winklichen ungleichschenklichen Drei-

eck, dessen spitzigster Winkel nach Asien gekehrt ist; der rechte ist der am Hafen und bei den sieben Thürmen ist der größere spitze Winkel. Auf dem äussersten Ende nach Scutari zu liegt das Serail.

Die Entfernung vom Hafen bis zum Meere bei den sieben Thürmen beträgt ungefähr eine geographische Meile, 14075 Schritt: schon ein ungemein großer Vortheil, daß eine so ausgedehnte Stadt verhältnißmäßig gegen die Landseite hin nur einen mäßigen Raum einnimmt, dessen Vertheidigung eine nicht allzugroße Truppenzahl erfordert. Diese Linie, das westliche Ende der Stadt, gegen Thracien, ist durch einen Graben von 25 Fuß Breite befestigt, über welchen fünf steinerne Brücken nach eben so viel Thoren führen.

Ehedem war die Mauer am inneren Graben sehr fest: unter Constantin, dem Präfect des Orients, wurde sie im Jahre 447 erbaut und im achten Jahrhunderte von den Kaisern Absimarus und Leo III. wieder ausgebessert, nachdem vorher schon Constantin und Theodos II. sie angelegt hatten, aber jene Werke waren durch Erdbeben verwüstet worden. Die Mauer ist dreifach, so daß eine von der andern 18 Fuß absteht, aus Granit aufgeführt, mit Ziegelsteinen bekleidet und mit einer großen Menge, größtentheils achteckiger Thürme besetzt. Man begreift, daß es nicht gerade diese Fortification ist, die der Stadt ihre Stärke giebt, ob sie gleich nicht, wie Magdeburg, von einigen Schwadronen Dragoner ohne Geschütz eingenommen wer-

den könnte. Aber ehedem, vor Erfindung der modernen Belagerungskunst, muß sie sehr respectabel gewesen seyn.

Das Schloß der sieben Thürme am südlichen Ende der Stadt, nahe am Mar di Marmora dient als Fort, sowohl um die See- als um die Landseite der Stadt zu vertheidigen, doch ist es eben so wenig als die Mauer nach den Regeln der heutigen Kriegskunst erbaut. Seinen Namen soll es von einem Echo haben, das von da aus von sieben Thürmen der alten Mauer schallt. Unter den griechischen Kaisern hatte es vier Thürme; Mahometh vermehrte ihre Zahl durch drei neue, so daß es nun wirklich seinem Namen entsprach, doch sind seit etwa vierzig Jahren

drei von denselben durch ein Erdbeben umgestürzt und nicht wieder erbaut worden.

Die Vorstädte Tophána, Galata und Pera, welche nordwärts von dem eine halbe Stunde breiten Hafen liegen, haben gar keine Befestigung.

So sieht man denn, in wie fern Constantinopel an und für sich als Festung betrachtet werden kann: wenigstens ist es doch möglich, die Stadt von der Landseite durch ein Heer zu vertheidigen, und sie kann nicht die leichte Beute einiger Dragoner seyn, wenn sie keinen Kleist zum Gouverneur hat. Was sie aber so sehr fest macht, sind ihre Umgebungen, nicht ihre Graben und ihre Mauern. Diese machen den Zugang zur See und zu Lande äusserst schwer, wo nicht unmöglich, wo-

fern ein kluger Feldherr nur mit einem mässigen Heere sie schützt.

Zu Lande muß eine Armee, die sie angreifen will, erst langweilige Belagerungen einer Kette von Festungen unternehmen, die nicht umgangen oder im Rücken gelassen werden dürfen, weil ihre Zahl zu groß ist und ein Heer, das sich so tief nach Thracien begeben will, seinen Rücken durchaus sichern muß, da es im Lande wenig Lebensmittel findet, (denn die Gegend um Constantinopel ist schlecht angebaut) folglich der Gefahr sich nicht aussezzen darf, daß die Garnisonen der im Rükken gelaßnen Festungen die Zufuhr abschneiden oder unsicher machen. Sie alle zu blokiren, würde bei ihrer Menge ein überaus großes Heer erfordern und die

Hauptarmee gewaltig schwächen. Man muß auch in Erwägung ziehn, daß die Türken, so oft sie im freien Felde neuerdings geschlagen worden sind, und so große Fehler ihre Militäreinrichtungen auch haben, doch ihre Festungen äusserst hartnäckig vertheidigen. Angenommen, daß diese Belagerungen von der angreifenden Armee mit dem größten Glück gemacht würden, so verstatten sie doch den Türken auf jeden Fall Zeit, aus ihren asiatischen Provinzen ein Heer zusammenzuziehn, mit dem sie die näheren Zugänge zur Hauptstadt decken können. Jedes Heer nämlich, das sich Constantinopel nähert, muß große Gebirge übersteigen. Kommt es von der Donau her, so hat es nach dem Uebergang über diesen Strom

noch das Gebirge Balkan vor sich, dessen Pässe und Zugänge nicht einmal genau genug den europäischen Mächten bekannt sind. Dieß Gebirge aber gehört zu den ansehnlichsten in Europa und ein türkisches Heer zwischen Constantinopel und demselben hat den ungemeinen Vortheil, daß es vom Mittelpunct aus nach der Peripherie wirkt, wenn es dessen Pässe vertheidigt, während das Streben des feindlichen Heeres in entgegengesetzter Richtung läuft. Dieß Gebirge ist daher als die stärkste Vormauer der Hauptstadt von der Landseite anzusehn, um so mehr, da der Feind, wenn er sich aus demselben zurückziehn müßte, in die kritischste Lage kommen würde. Wäre es aber gelungen, die Türken aus demselben zu verdrängen, so

könnten sie noch immer den Uebergang über das Gebirge Rhodope erschweren, welches das nächste an der Hauptstadt ist, und als der innere Wall betrachtet werden kann, wenn das Balkangebirg als der äussere gelten soll.

Von der Seite von Griechenland her ist äusserst unwahrscheinlich, daß je ein feindliches Heer gegen Constantinopel vorrücken werde. Geschieht es aber, so hat dasselbe Gebirgspässe zu übersteigen, die nicht weniger gefährlich sind, als die eben erwähnten. Man kennt die albanischen, thessalischen und macedonischen Berge: der Paß von Thermopylä ist berühmt, so lange die Geschichte hochherziger Aufopferung noch nicht dem selbstsüchtigen Geschlechte zur Fabel wird.

Solche natürliche Verschanzungen, wie diese Gebirge für Constantinopel sind, geben aber eine ungleich bessere Befestigung für diese Hauptstadt, als wenn sie die stärksten Werke hätte. Diese setzten sie allen Schrecknissen einer Belagerung und Eroberung aus, welche um so größer sind, je wichtigere Gegenstände der belagerte oder erstürmte Ort enthält. Keine Hauptstadt sollte befestigt seyn: das Unglück, wenn sie zerstört, geplündert wird, ist gar zu schrecklich. Aber der Arm ihrer Krieger und nächst demselben natürliche Verschanzungen, die Schutz den Vertheidigern und Hinderniß den Angreifern sind, dieß sichert ihre Ruhe am beßten.

Von der Seeseite darf Constantinopel noch weniger einen Angriff fürchten:

zwar sind seine beiden längsten Seiten am Ufer des Meeres: zwar ragt der Sitz seiner Herrscher tief hinauf in die Fluth, aber auch hier hat die Natur sich erschöpft in Sicherungsmitteln. Eine Flotte, die ins Mar di Marmora gelangen will, kann dahin nur entweder aus dem schwarzen, oder aus dem ägeischen Meere kommen. Im ersteren Fall hat sie durch den Bosporus zu segeln. Dieser ist an mehreren Stellen kaum 3000 Ellen breit, kann also durch Landbatterien sehr bequem vertheidigt werden. Eine starke Strömung führt die Schiffe zwar schnell aus dem schwarzen Meere nach Constantinopel: bedenkt man aber, daß die Meerenge beinahe vier deutsche Meilen lang und an mehreren Stellen sehr schmal ist, so be-

greift man die Unmöglichkeit, mit einer Flotte durchzusegeln, wenn die Landbatterien gut versehen und gut bedient sind.

Ueberhaupt ist vom schwarzen Meere her nicht viel zu fürchten. Eine russische Kriegsflotte müßte in dessen Häfen selbst gebaut werden, wenn sie gegen Constantinopel auslaufen sollte, und dieß dürfte mehr Schwierigkeiten haben, als es beim ersten Anblick scheint. Gelång der Durchgang durch den Bosporus nicht, so verlör Rußland mit seiner Flotte zugleich die Sicherheit seiner Schiffarth auf dem ganzen schwarzen Meere. Und dann: welche Flotte müßte das seyn, die eine so ungeheure Stadt erobern wollte! Bombardiren könnte sie zwar eine geringere, aber zum Einnehmen einer Stadt von 400000

in Verzweiflung um ihre Existenz kämpfenden Einwohnern gehört mehr, als die Mannschaft, die auf zwanzig bis dreissig Kriegsschiffen kann fortgebracht werden, und mehr Kriegsschiffe aus den nördlichen Häfen des schwarzen Meeres auslaufen zu lassen, würde dem mächtigen Rußland kaum gelingen. Man denke nur an den Mangel an Holz auf dieser Küste Rußlands: dieß nothwendigste aller Bedürfnisse zum Schiffbau müßte erst auf dem Don und Dniester herbeigeschafft werden.

Aus dem ägeischen Meer ist es weit eher möglich, daß eine Flotte die Fahrt nach Constantinopel unternehme, wovon wir so eben ein Beispiel gesehn haben. Auch hier ist zwar eine Meerenge zu paf-

siren, die noch länger ist als der Bospo-rus, allein sie ist auch breiter und die Seemacht von ganz Europa kann sich auf der Höhe von Tenedos, bei ihrem Eingang, versammeln, um sie zu forciren. Doch die Natur hat auch diesen Durchgang durch eine mächtige Strömung erschwert, die vom Mar di Marmora her ins ägeische Meer geht und so stark ist, wie die eines reissenden Flusses, so daß der Hellespont nur mit sehr günstigem Süd- oder Südwestwind durchsegelt werden kann.

Diese starke Strömung macht die Dardanellen wirklich furchtbar. So heissen bekanntlich die Forts, welche seit uralten Zeiten hier angelegt worden sind, um den Hellespont zu beschützen. Ihr Name er-

innert an die Dardaner, die Bewohner der Ebne Trojas, die sehr nahe südöstlich von den Dardanellen liegt, wo zum erstenmale zwei große Völker im Entscheidungskampfe zusammentrafen, das europäische zum erstenmal über das asiatische triumphirte und der erste Saame der Cultur, der wir uns jetzt freuen, ausgestreut wurde. Troja ist dahin und die hellenischen Helden auch: die Völker sind ausgetilgt, die hier kämpften. Aber die göttlichen Lieder, die ihre Kämpfe besangen, leben noch fort: sie bildeten in den Griechen den Sinn für das Gute und Schöne; die Griechen wurden die Lehrer der alten Welt, und die Reste ihrer Werke, welche der heiligen Dummheit entronnen sind, haben jenen Sinn auch in uns wieder ent-

wickelt. So viel stärker und höher ist der menschliche Geist, als die menschliche Kraft.

Ehedem lagen die Städte Sestos und Abydos am Hellespont. Jetzt liegt da, wo sonst Sestos, in Europa, stand, ein Dorf, Maita genannt, und an der Stelle des alten Abydos in Asien ein andres, Namens Nagara. Nicht allzuweit von diesen beiden Dörfern liegen, in Asien, Tschanak Kalesi, und gerade gegenüber, in Europa, Tschelit Bawhri, die eigentlichen Dardanellen. Beides sind nicht ganz unbeträchtliche Städte, doch übertrifft die asiatische die in Europa bei weitem, wie überhaupt auch die Natur selbst für die asiatische Küste mehr gethan hat. Tschanak Kalesi hat eine Töpferfabrik, welche der Stadt den Namen gegeben. Die

Festungswerke der Stadt selbst sind unbeträchtlich, aber die Citadelle, welche dicht am Meere liegt, hat ausschließlich die Bestimmung, den Hellespont zu beschiessen. Sie besteht aus einer viereckigen Mauer, mit halbmondförmigen Bastionen ausserhalb; an den Ecken sind runde Thürme. Der Graben nach der Landseite zu ist flach und so schlecht, daß er keinen Angriff abwehren würde. Längst der Mauer gegen die Seeseite und auf den Bastionen liegen 14 metallne Kanonen von 22 Fuß Länge, deren Kaliber 28 Zoll hält, die aber nicht auf Lavetten ruhn, sondern so befestigt sind, daß ihre Richtung nicht verändert werden kann. Sie schiessen eiserne, oder auch marmorne polirte Kugeln dicht über

der Wasserfläche hin, von einem Ufer bis zum andern, aber nur auf einen Punct, und die Türken verstehn so wenig, sie zu bedienen, daß sie eine halbe Stunde Zeit brauchen, sie zu laden. Schiffe sind bewegliche Gegenstände und verlangen schnell bewegliches, gut bedientes Geschütz. Man begreift also, daß die Türken mit diesem nur solche schrecken können, die von der Wirkung nach der Größe urtheilen, die allerdings wohl schwerlich übertroffen werden dürfte, daß aber die durchsegelnde englische Flotte keinen großen Schaden durch sie gelitten haben kann. Sie müßte dann von den kleinen Kanonen beschossen worden seyn, welche die Türken von den Oesterreichern erobert und oben auf die Mauer und Thürme der Citadelle gestellt

haben. Diese sind ganz so gelassen worden, wie sie waren, können also wohl bessere Wirkung thun.

Die Citadelle bei Tschelit Bawhri, in Europa, liegt nicht in der Ebne, wie die bei Tschanak Kalesi, sondern am Abhang eines ziemlich steilen Berges, hat aber gar keine Aussenwerke. Sie besteht aus eben so einer viereckigen Mauer mit vier Thürmen, nur daß sich in ihrer Mitte eine kleine runde Festung und aus dieser ein Thurm erhebt, welche beide mit kleinen, gewöhnlichen Kanonen besetzt sind. Unten längst der Mauer liegen ebenfalls vierzehn metallne Kanonen festgemauert, von derselben ungeheuern Größe, die auch eben so ungeheure Kugeln über die Wasserfläche hin bis ans andre Ufer schiessen. Dieß

sind die weltberühmten, gefürchteten Dardanellen.

Näher am Ende des Hellesponts nach dem ägeischen Meer liegen die neuen Schlösser, von den Türken erbaut oder wenigstens sehr verbessert, so verbesserungsfähig sie auch noch immer geblieben seyn mögen. Dann die griechischen Kaiser haben nie andre Feinde zu bekriegen verstanden, als Ketzer, und nie was anders zu bauen, als allenfalls Kirchen, die Türken aber verdienten einst in Religion und Kriegskunst unsre Lehrer und Meister zu seyn, wie sie unsre Sieger waren, nur sie sind seitdem nicht vorwärts, sondern rückwärts geschritten. — Diese neuen Schlösser sind beide viereckige, unregelmäßige Gebäude; schlechter noch ist das in Asien, das Kum

Kala heißt, als das europäische, welches, am Abhang einer Anhöhe gelegen, mehrere Batterien über einander hat. Auch hier wird die Wasserfläche von 22 ungeheuern, festliegenden Kanonen bestrichen, die denen in den eigentlichen Dardanellen gleichen, aber auf den oberen Batterien befinden sich regelmäßige Kanonen. Tott suchte diese neuen Schlösser zu verbessern und ihnen durch Anlegung neuer Batterien auf den benachbarten Anhöhen mehr Unterstützung zu geben: Kenner aber versichern, daß diese Verbesserungen von keinem Belang seyen.

So sind die Befestigungen des Hellesponts beschaffen, oder so waren sie vielmehr, als Sidney Smith im Februar dieses Jahres durchsegelte: man sieht, auf

welchen Gründen die große Zuversicht der Türken auf ihre Unüberwindlichkeit beruhte. Nicht ihre Wirksamkeit an sich, sondern diese, verbunden mit der Strömung, welche allen ins Mar di Mar di Marmora steuernden Schiffen so sehr entgegen ist, machte sie gefährlich, allein der Wind, trübe Regenwitterung und die Beherztheit brittischer Matrosen machte die Gefahr schwinden. Unter Begünstigung des Windes und der Nacht sind schon mehrmals Schiffe, selbst maltesische Galeren, durch sie hingesegelt, ohne den geringsten Schaden zu leiden. Was Sebastiani jetzt aus ihnen machen wird, das erfahren wir vielleicht bald.

Der Hellespont ist über zehn Meilen, also fast dreimal so lang, wie der Bospo=

rus, und seine höchst malerischen Gestade sind sehr abwechselnd. Bei Gallipoli, einer großen Stadt auf der Stäte, wo einst Lysimachia lag, beginnt sich das Mar di Marmora zu verengen, und nun bilden beide Küsten, doch die asiatische mehr, als die europäische, eine Menge von Buchten und Hervorragungen, so daß der Hellespont bald sehr breit, bald schmal ist und sich öfters beträchtlich krümmt; an manchen Stellen, besonders da, wo die Dardanellen liegen, auch wo das alte Sestos und Abydos lag, ist er kaum eine halbe Stunde, am Eingang, bei den neuen Schlössern, eine Stunde, und an vielen andern Stellen mehrere Meilen breit. Am Ende, wo das ägeische Meer beginnt, liegt das Janitscharen-Cap, auch Cap

Berkeir genannt. Die Entfernung von den neuen Schlössern bis zu den Dardanellen beträgt vier Meilen, und von da bis Gallipoli kann man noch sieben Meilen rechnen. Der Nordwind macht die Einfahrt beim Janitscharen-Cap unmöglich, allein aus dem Mar di Marmora ins ägeische Meer zu kommen, ist mittelst der Strömung auch beim stärksten Südwinde leicht.

Militärcharakter und Einrichtungen der Türken.

So sind die Zugänge zum Mittelpunct des osmanischen Reichs beschaffen; das

hat die Natur für seine Sicherheit gethan, und so hat die Kunst die natürlichen Vortheile schon ehedem benutzt. Warum rechnet man dennoch so gewiß auf die leichte Ueberwältigung desselben?

Die Türken, aus einem kleinen Gebirgslande, unfern des Kaukasus, entsprossen, haben sich durch eine Reihe von großen Siegen weite Länder unterworfen: sie haben ihre Heroen gehabt, ihren Osman, ihren Orchan, ihren Amurath, ihren Bajazeth, ihren Mahomet, ihren Solyman, und warlich diese Namen sind um nichts geringer, als die der Heroen irgend eines andern erobernden Volkes. Sind sie denn so ganz entartet und verweichlicht, daß unter ihnen kein großer Feldherr mehr sich entwickeln, daß kein

Heer sich bilden kann, welches vermöchte, Eroberungslustige Feinde zurückzuschlagen?

Sie sind nicht verweichlicht. Noch immer ist der Krieg das große Geschäft der waffenfähigen Männer, der Säbel das Spielzeug schon des heranwachsenden Knaben: noch wissen sie, ein arabisches Roß zu tummeln und zu zähmen und den Wurfspieß behend und mit Nachdruck zu schleudern. Noch füllt edler Nationalstolz ihre Brust und Feigheit und elende Selbstsucht haben sie noch nicht, wie uns, unter der Maske des Kosmopolitismus vergiftet. Noch entflammt sie sogar der Eifer für ihren Glauben, der ihnen um so erhabner erscheinen muß, wenn sie ihn mit der erbärmlichen Christlichkeit ihrer grie-

schen Knechte vergleichen. Ihre Jünglinge sind stark und kühn, ihre Männer gesund und willig zu jeder Aufopferung, ihr Land reich an natürlichen und künstlichen Schutzmitteln und im Ueberfluß erzeugt es alle Bedürfnisse. Ungeheure Heere versammeln sich um Mahomets heiliger Fahne, die das Andenken an ihren alten Ruhm in Enthusiasmus setzt. Warum ist man dennoch geneigt, ihre Macht als aufgelößt zu betrachten?

Ihre unglücklichen Kriege mit Rußland zeigten zuerst den Verfall und die Schwäche ihrer Militäreinrichtungen, was aber weit mehr, als diese, ihre Unmacht vor aller Augen klar und offenbar macht, das sind die Empörungen ihrer Paschen, welche die Regierung einsetzt, aber nicht

im Stande ist, in Respect zu erhalten. Spürt man den Quellen dieser Unmacht nach, so findet man sie leicht im ganzen Administrationssystem und deswegen ist nicht zu hoffen, daß sie verstopft werden können. Dazu müßten die Türken aufhören, zu seyn, was sie bisher waren.

Die allererste Bedingung des innern Wohlstands im Staate, ohne welche der Staat ganz aufhört, ist die Sicherung der Person und des Eigenthums seiner Bürger. Diese kann nun nirgends schlechter seyn, als in den Provinzen der Türken; die Regierung selbst respectirt Personen und Eigenthum nicht, noch vielweniger schützt sie die Bürger gegen Vergewaltigung unter einander. Als jene Eroberer die Völker, deren Herrscher sie sind,

unterjochten, liessen sie ihren neuen Unterthanen ihr Grundeigenthum, um sie für sich arbeiten zu lassen, und ungeachtet jetzt der größte und beßte Theil des Landes türkische Besitzer hat, glauben diese doch immer, zum Nichtsthun da zu seyn und andre für sich arbeiten lassen zu können, fast so, wie der Adel in Deutschland. Dabei sind sie eben so überzeugt, daß sie aus besserem Stoffe gemacht sind, als die arbeitenden, unterjochten Völker: sie respectiren also weder die persönlichen, noch die Eigenthumsrechte der Unterthanen, und wenn diese Klage führen, so richten türkische Richter also, daß der Nichttürk allemal Unrecht hat. Ja das Bestechungs- und Betrugssystem bei den Tribunalen ist so ausgebildet, daß man

für die Methode, die Eigenthümer gerichtlich zu bestehlen einen eignen Namen hat, Avania. Diese Avanien machen eine Hauptrevenue der Paschen aus; natürlich, daß diese sie befördern. Wo aber Gesetze nicht Personen und Eigenthum schützen, da wird willkührliche Gewalt frevelhaft ausgeübt, und dieß geschieht von den Paschen ohne alle Einschränkung. Die Folgen davon sind theils vernachlässigte Cultur des Landes und Darniederliegen aller Industrie, die nicht unmittelbaren, leichten Gewinn bringt, theils Entzweiung und Spaltung der Einwohner: alles dieß schwächt aber die Regierung aufs äusserste. Nicht nur, daß sie aus Paradiesen menschenleere Wüsten macht und aus industriösen Kaufleuten

wucherische Gauner, wodurch sie sich zugleich um ihre Einkünfte bringt, so disponirt sie auch gar nicht über die Völker, die sie tyrannisirt. In gut eingerichteten Staaten ist jeder waffenfähige Jüngling verpflichtet, im Aufforderungsfalle sein Vaterland zu vertheidigen: die Pforte kann nur Türken zu den Waffen aufrufen, nicht die viel zahlreicheren Griechen, Armenier, Juden, Kopten; diese muß sie vielmehr argwöhnisch bewachen, weil sie Grund hat, bei ihnen feindselige Gesinnungen zu vermuthen. So sind ihre Streitkräfte nie im Verhältniß mit der Ausdehnung und natürlichen Fruchtbarkeit ihrer Länder, und die Hälfte nur kann sie gegen äussere Feinde brauchen.

Die schlimmste Folge der gesetzlosen

Willkühr, mit der über Personen und Eigenthum geschaltet wird, ist, daß die Paschen selbst eben so wenig vor Gewaltstreichen sicher sind, als die Unterthanen: sie saugen die letzteren aus, und der Großherr nimmt ihnen den Raub wieder ab, sobald er Lust hat, ja nicht den Raub allein, sondern auch den Kopf. Natürlich müssen sie daher auf Mittel denken, sich so großer Gefahr zu entziehn. Da nun alle Befehlshaber der Provinzen gleiches Interesse haben, das Ansehn der Regierung in ihrem Bezirk möglichst zu schwächen, um die Kräfte des Landes, das ihnen unbedingt unterworfen ist, zu ihrer eignen Sicherheit gegen die Regierung desto besser verwenden zu können, so begreift man leicht, daß diese letztere in schmäh-

licher Ohnmacht sich befinden muß. Es ist eher zu verwundern, daß sie noch, in Schattengestalt, besteht. Wären nicht die religiösen Meinungen und die uralten, angeerbten Vorurtheile, so hätte sie schon längst aufhören müssen: diese halten sie, gerade im Fall eines auswärtigen Kriegs, der alle Moslem bedroht, am ersten aufrecht. Doch sind sie nicht stark genug gewesen, den Verlust von Aegypten, von Bagded, von Servien, von Widdin zu verhüten. Kora Osman Oglu hatte sich in Kleinasien, Djezzar Pascha in Syrien unabhängig gemacht, noch andre hatten dasselbe gethan, ja selbst in Rumilen, dicht an der Hauptstadt, pflanzten Europäer ihre Fahnen auf. Rechnet man hie-

zu noch die Einrichtung der türkischen Heere und die Mängel ihrer Kriegskunst, so ist klar am Tage, warum sie, weit entfernt, einer europäischen Macht furchtbar zu seyn, vielmehr die sichere Beute derselben werden, ohne daß deswegen ihr Muth dahin oder ihre körperliche Stärke gesunken ist. — Sie haben so gut als gar keine stehende Armee. Ihre Infanterie, die unter dem Namen der Janitscharen bekannt genug ist, besteht aus friedfertigen Bürgern, die nur in Kriegszeiten sich zu ihren Kesseln (denn was bei uns die Fahne ist, das ist bei ihnen der Kessel) versammeln. Zwar wenn der Sandjak Scherita, Mahomets heilige Fahne, ins Serail zurückgebracht ist, bleiben die Janitscharen immer noch Soldaten, aber

nur dem Namen nach: eine Auszeichnung in ihrer Kleidung, das Recht, Waffen zu tragen, bei Criminalstrafen auf den Rükken, aber nicht auf die Füsse geprügelt, und nur zum stranguliren, nicht aber zum köpfen oder henken verdammt zu werden, das ist der Unterschied zwischen ihnen und jedem andern Türken. Keine Waffenübungen, kein bleibendes Officiercorps, keine Gewöhnung an ihre militärische Bestimmung. Sie erhalten einen geringen Sold, für den sie aber gar nichts thun. Ihre Janitscharenwürde erbt auf ihre Kinder fort; dadurch allein recrutiren sie sich. Jeder bewaffnet sich, wie er will; wer ein Pferd halten kann, reitet, die übrigen gehn zu Fuß. In geschloßnen Reihen fechten ist ihnen, unmöglich; wenig-

stens sind sie sehr schnell getrennt und in Unordnung gebracht, sobald ihnen nicht der erste, wüthende Angriff gelingt.

Die Spahis kommen größtentheils aus Asien: fast alle asiatische Paschaliks müssen blos Cavallerie stellen. Ihre Pferde sind ganz vortrefflich, und wenn nicht die Militärübungen in Friedenszeiten gänzlich vernachlässigt würden, wenn die Cavallerie in geschlossenen Reihen zu fechten gewohnt wäre, so würde sie die erste in der Welt seyn. Aber die Unordnung ist auch ihr Verderben: sie kann in der kurzen Zeit vom Anfange eines Feldzugs bis zum Ausbruch der Feindseligkeiten unmöglich so gut geübt werden, wie es die europäische Cavallerie ist.

Ausser den Janitscharen und Spahis

besteht die Armee noch aus der kaiserlichen Garde, den Bostandjes, die für immer in Constantinopel stehn und gegen 12000 Mann ausmachen, den Topdjis, oder dem Artilleriecorps, 10000 Mann stark, die in Tophana, einer Vorstadt von Constantinopel, liegen, den Arnauten, die als Tirailleurs gebraucht werden und den beßten Theil ihrer Infanterie ausmachen, und, im Fall eines Feldzugs, aus Freiwilligen, welche die Hoffnung auf Beute antreibt, dem Herrn nachzuziehn. Dazu kommt noch ein vom Sultan Selim III. errichtetes Corps von 30000 Mann auf europäischem Fuße disciplinirter Truppen. Diese sind den Janitscharen ein Gräuel und wenig fehlte, so hätte der Kaiser die Idee, ordentliche Mannszucht und Waf-

fenübung einzuführen, mit dem Verlust von Thron und Leben gebüßt. NB. Den Nachrichten zufolge, die seitdem eingegangen sind, ist dieß am 26. May d. J. wirklich geschehn.

Dieß, verhältnißmäßig zur Ausdehnung der türkischen Länder, kleine Corps abgerechnet, ist ihre Kriegsmacht der gleich, welche die christlichen Staaten in den barbarischen Jahrhunderten ins Feld stellten. Die Hauptstärke der letzteren bestand auch, wie die der Türken, in Cavallerie: so wie der Krieg ausbrach, foderten die Fürsten ihre Vasallen und diese ihre Mannen zum Kriegsdienst auf — zahlreiche Schaaren ohne Disciplin zogen heran in Hoffnung auf Beute und nach dem ersten Treffen ging das ganze Heer

auseinander, um das Feld zu bestellen. Brave Soldaten waren auch die alten Deutschen, die Franzosen, Burgunder, Castilier u. s. f., allein was konnte mit ihnen ausgerichtet werden, so lange sie nicht bei ihren Fahnen blieben? Die Türken hatten sogar damals einen Vorzug dadurch, daß nach der Schlacht die militärische Function ihrer Krieger doch nicht ganz aufgehoben war. Der Janitschar, der Spahi fuhr fort, sich selbst als Soldaten zu betrachten, ob er gleich nicht mehr unter den Waffen war, während der christliche Soldat ganz wieder als Dienstmann seines Lehnsherrn arbeitete, wenn dieser ihn nicht mehr in das Treffen führte. Darum waren auch die Türken gegen die Christen im ganzen glücklich, ob es

ihnen gleich nicht gelang, ein Volk ausser den Griechen fortdauernd zu unterjochen. In Absicht auf die Bewaffnung sind die Türken gleichfalls hinter den Christen zurückgeblieben. Ihr Geschütz ist viel zu schwer, dabei bedienen sie es sehr langsam und verstehn nicht, es zu richten: die Franzosen geben sich zwar alle Mühe, sie besser an den Artilleriedienst zu gewöhnen, aber die Türken sind keine gelehrigen Schüler. Ihr Kleingewehrfeuer ist noch unwirksamer, als das der deutschen Herrn, und das will viel sagen; mit dem Bajonnet aber wissen sie gar nicht umzugehn, ja die meisten Odahs (Regimenter) der Janitscharen haben gar keine, mehr noch sind die Arnauten damit versehn, die es bei ihrem Dienst, als Scharfschützen und

leichte Infanterie, gerade am wenigsten brauchen. Die Janitscharen verlassen sich auf ihre Säbel.

Dieß in der Hand der Spahis wirklich fürchterliche Gewehr ist der Infanterie gegen europäische Heere unnütz, ob sie es gleich recht gut führt. Fragt man die Türken nach der Art, wie sie fechten, so ist die Antwort: der Säbel hat unser Reich uns erobert, der Säbel wird es zu vertheidigen wissen. Von Jugend auf übt sich der Türk in Führung desselben, und in der That ist er den meisten, selbst des Fechtens kundigen Europäern darin überlegen. Die vortrefflichen Klingen, die sich als Damascenerklingen auch bei uns sehr empfohlen haben, versteht man nicht mehr zu fertigen; sie werden also in

der Türkei selbst selten, doch hat man keinen Mangel an guten Gewehren. Im Vergleich mit den Säbeln unsrer Cavallerie sind die türkischen viel leichter, im Griff weit kürzer und nach der Spitze zu mehr gekrümmt: gerade Degen führen sie gar nicht. Die Leichtigkeit ist ein sehr wichtiger Vorzug, denn obgleich der schwerere Säbel kräftiger trifft, so ersetzt die größere Geschwindigkeit des leichteren diesen Vortheil wenigstens vierfach. Auch der kurze Griff ist sehr vortheilhaft, indem der lange Griff am deutschen Säbel Gelegenheit zum Entwaffnen durch Battiren giebt. Nur ist zu verwundern, daß die Hand beim türkischen Säbel durch einen einfachen Bügel so schlecht gedeckt ist. Die gekrümmte Klinge setzt viel größere

Uebung voraus, als die gerade, da die Spitze der letzteren viel tiefer eindringt und nöthigenfalls auch zum Stoß gebraucht werden kann; die Türken versichern aber, daß die Krümme sehr viel zur Behendigkeit des Hiebes, und dazu beitrage, daß der Säbel ziehend und einschneidend wirke: für minder geübte hat die gerade Klinge unstreitig den Vorzug. Einige Spahis aus Syrien und dem inneren Asien haben sehr starke, mässig gekrümmte Säbel, deren Schneide im inneren, kleinen Bogen der Krümmung ist: ihr Gebrauch setzt Uebung voraus, aber dann ist er auch von fürchterlicher Wirkung. Man kann sich im Urtheil über die Hiebwaffen auf die Türken verlassen, da sie diese am genauesten erwogen und am

beßten eingeübt haben, darum glaubte der Verfasser, bei deren Beschreibung besonders verweilen zu müssen. Vielleicht lernen wir von ihnen — wir haben es hierin nöthig. Denn in der That ist es allein die Kunst, in geschlossenen Reihen zu fechten und mit der reitenden Artillerie gut umzugehn, die den meisten europäischen Heeren Ueberlegenheit ihrer Cavallerie sichert: wie elend ist diese im Vergleich mit der türkischen bewaffnet! Der ganz unnütze, lästige Carabiner, schlechte Pistolen, und ein Säbel, den der Eigennutz der Gewehrlieferanten in der erbärmlichsten Qualität herzustellen pflegt, dazu das gegen türkische, arabische, tatarische Rosse meist sehr matte Pferd, der schwere Sattel, der ungeheure, vom Winde be-

wegte, im Schnellreiten äusserst hinderderliche Hut, alles das würde unsre Cavallerie zu bloßen Paradereitern im Vergleich mit den Spahis umschaffen.

Die schwächste Seite der türkischen Militärverfassung ist ihre Strategie. Ihr erster Feldherr zu Lande ist allemal der Großvezier, unter welchem die Seraskiers und Paschen commandiren. Zur See führt der Kapudan Pascha den Oberbefehl. Doch kann man von der türkischen Seemacht kaum sprechen, da sie nach dem Verbrennen ihrer Flotte zu Tschesme sich nie wieder zu einiger Beträchtlichkeit erhoben hat. Der Großvezier ist allemal ein alter Mann, denn nur nach sehr langen Diensten kann ein Intriguant aus dem Serail endlich auf diesen schlüpfrigen

Posten gelangen, der einen tief eingeweihten Blick in die Ränke der türkischen Machthaber erfordert. Bei manchen europäischen Mächten kommen zwar auch nur abgelebte Greise zum Generalsposten, und das Verdienst, welches zum Feldherrn macht, besteht allein in guter Lunge und dauerhaftem Magen: allein diese Greise sind doch unter den Waffen ergrauet, die Veziere unter den Verschnittnen des Harems. Die Paschas und Seraskiers werden ebenfalls vom Serail aus ernannt: nichts als Ränke und Künste, die Blicke des Großherrn anzulocken, sind erforderlich, um aus einem Sklaven des Serails einen Pascha oder Befehlshaber zu machen. Ungeachtet der Zufall dennoch zuweilen aus diesem Sklavenhaufen

ein würdiges Haupt ergreifen kann, so wird dieß doch eben so selten seyn, als daß ein Mann, der sich zum Feldherrn schickt, zugleich einen guten Magen hat, um lange zu leben.

Im Ganzen kann also die Generalität der türkischen Heere nie respectabel seyn, wenn auch einzelne gute Köpfe mit vorkommen. Wäre sie aber auch die beßte von der Welt und stünde ein zweiter Napoleon an ihrer Spitze, so könnte sie dennoch nicht viel leisten, so lange nicht höchst wesentliche Veränderungen im Kriegswesen gemacht würden. Die erste müßte dann seyn, für Proviant zu sorgen. Magazine werden nicht angelegt, so lange das Heer durch türkisches Gebiet zieht, begnügt man sich, den Einwohnern den

Durchmarsch voraus zu verkündigen und ihnen anzudeuten, daß sie Lebensmittel in Vorrath halten sollen. Diese ergreifen dann meistens die Flucht, dann an Disciplin der Truppen ist nicht zu denken, und wehe den christlichen Einwohnern der Orte, durch die der Marsch geht! also schon im eignen Lande nehmen die Truppen, was die flüchtigen Einwohner nicht haben fortbringen können; eben damit müssen sie sich auch im Feindesland, wenn sie so weit kommen, begnügen. Die natürliche Folge davon ist Mangel, der zuerst die Freiwilligen, bald aber auch die Janitscharen nach Hause treibt. Zwar werden Posten in den Rücken der Armee gestellt, um das Nachhausegehn der Truppen zu verhindern, allein da dieß gemeiniglich

von großen Haufen auf einmal geschieht, sind diese Posten zu schwach, ja sie gehn lieber selbst mit, aus Verdruß, daß sie an ihrem Standort keine Beute machen können.

Das zweite große Radicalübel, welches fast unmöglich macht, daß ein großer Feldherr sich unter den Türken entwickle, ist ihre Insubordination. Kein Pascha will dem andern gehorchen, denn jeder ist geneigt, sich als einen unabhängigen Fürsten, und die Truppen, die er ausgehoben, als seine Truppen anzusehn. Alle gehorchen eben so ungern dem Großvezier, den sie als ihren gemeinschaftlichen, gefährlichen Feind ansehn. So fängt dieser Geist der Widerspenstigkeit unter den Be-

fehlshabern an und geht durch die ganze Armee bis zum Gemeinen herunter. Die Officiere sind wenig von letzteren ausgezeichnet und in keiner Autorität, auch ist ihre Zahl zu gering, eben so, wie die der europäischen Armeen zu groß ist. Unter den Gemeinen glauben sich die Freiwilligen zu gar keinem Gehorsam verpflichtet, und stecken damit die andern an, die überhaupt gar nicht disciplinirt sind. Jeder wählt seine Waffen, wie er will, jeder bedient sich ihrer, wie er will. Zum hitzigen Angriff haben alle Lust, aber nicht zu jeder Art des Dienstes, die Gedult und Ausharren erfordert. Besonders ist es unmöglich, nach einem unglücklichen Gefecht die Truppen beisammen und im Gehorsam zu erhalten, denn nur so lange

es vorwärts geht, halten sie aus und respectiren die Befehle, aber der Geist der Unordnung und Empörung nimmt fürchterlich überhand, sobald sie glauben, die Hofnung auf Beute aufgeben und für ihre Bagage besorgt seyn zu müssen. Diese letztere ist bei einem türkischen Heer sehr ansehnlich, da kein Gesetz den Soldaten beschränkt, mitzunehmen, was ihm gut dünkt.

Sind diese Fehler erst jetzt entstanden, oder, da sie in der ganzen Verfassung liegen, haben sie schon ehedem statt gefunden? Und wenn das letztere nicht verneinet werden kann — wie kommt es, daß dennoch die Türken einst so glücklich fochten und große Reiche eroberten? —

Völker haben ihre Jugend, ihr kräfti-

ges und ihr Greisenalter, wie einzelne Menschen: die Sicherheit, die einzelne ins Verderben führt, entkräftet auch Völker und vergrößert die Fehler ihrer Verfassung. Alle Nationen waren in ihrer Kindheit roh und barbarisch, die im Jünglingsalter geistige Cultur beförderten und darin eine gewisse Höhe erreichten, sicherten sich eine lange Dauer des Alters ihrer Kraft: die roh und barbarisch blieben, eilten schnell zum Alter der Schwäche. Wollte Gott, es hätte in Deutschland nie Höfe gegeben, die den Verfinsterern freie Hand ließen und der Cultur mißtrauten! Ohne die Capucinaden hätte Ferdinand II. Deutschland erobert und behauptet: Deutschland wäre gebietend geblieben und jetzt huldigte vielleicht die

Provence unserem Kaiser, dem sie einst gehörte, statt daß unsere Ehre, unsere Freiheit, ja unser Daseyn bei Ulm und Jena gesunken, vertilgt sind. Still davon!

Einst, als die Türken, ein kräftiges, rohes Gebirgsvolk, auf das Reich der Kalifen losstürzten, hatten sie nichts zu verlieren und alles zu gewinnen: ihre Gegner aber waren schon zur Kraftlosigkeit des Alters herabgesunken, eine leichte Beute dem jugendlichen Volke. Die Griechen, die sie nun unterjochten, waren gleichfalls ihrer unwürdige Feinde, die disputiren, aber nicht fechten, beten, aber nicht denken, Ränke ersinnen, aber nicht handeln konnten. Hätte nicht die Barbarei noch die Kräfte des westlichen Europa gebro-

chen und seine Völker umnebelt, so daß sie nur die Flamme sahen, wenn sie ihnen schon in die Haut brannte, so würde dieß freilich nicht gestattet haben, daß sie die Beute der ganz versunknen Griechen für sich nahmen: sie hätten dort gar keine Griechen mehr herrschend gefunden, sondern Deutsche und Ungarn, die ihnen warlich nicht so leicht gewichen wären. Ihren Heldenruhm haben sie also durch Unterjochung von Nationen erlangt, deren innere Schwäche den Ausgang des Kampfes gar nicht zweifelhaft machte. Zwar haben sie auch Triumphe über die Ungarn, die Polen, die Deutschen (welches Volk hätte nicht über Deutsche triumphirt!) erfochten, aber nie die Wohnsitze dieser Völker behaupten, nie ihre Er-

oberungen über die Gränze des griechischen Reichs hinaus erweitern können. Vielmehr besaßen sie nicht einmal zur Zeit ihrer größten Macht alles, was innerhalb ihrer Gränze lag: Rhodus gehörte lange den kriegerischen Rittern, die sich zum steten Kampf mit ihnen verschworen hatten. Genua und besonders Venedig erhielten sich Jahrhunderte lang im Besitz mehrerer Inseln des Archipelagus und der Levante, sogar Morea traten sie dem letzteren Staate ab. Hätte Venedig dieß Land wieder eben so zu cultiviren verstanden, wie es zur Zeit der Lysander und Phylopömens war, so wären von hier aus die Griechen von ihren Fesseln befreit worden. Aber nichts als Ahnenstolz und Handelsgeist herrschte in diesem Freistaat, in dessen Hauptstadt

die Künste zwar eine Weile hindurch, bestrahlt von der Sonne des Reichthums, emporkamen, der aber mit seinen auswärtigen Colonien eben so verfuhr, wie England mit den seinigen, der sie zinsbar machte, statt sie zu regieren. Regieren aber ist nicht von den Unterthanen Geld und Matrosen nehmen, sondern die Menschen und den Boden cultiviren — darum kümmert sich der Kaufmann nicht, der nur auf den nächsten, unmittelbaren Gewinn sieht; Priester und Adel fürchten die Cultur als ihrer Selbsterhaltung gefährlich, Ackerleute wollen nur den Boden cultiviren, aber nicht die Menschen: der Regent aber, der erhaben über alle diese kleinlichen Verhältnisse das Wohl des Ganzen und seinen Ruhm will: was

soll er thun, um so edle Zwecke zu erreichen? Die Künste ehren und die Weisen hervorziehn aus ihrem Dunkel, an die Spitze der Geschäfte, die wohl und rühmlich verwaltet werden, wenn die verständigsten sie führen. Dann bildet sich der Staat zu einer innern Macht aus, die der Zeit so lange widersteht, als jene Grundsätze gelten, als die Aemter nicht wieder zu Pfründen und Kauf- oder Ackerleute zu Regenten werden.

In Venedig hätten solche Lehren in Bleygefängnisse geführt, darum ist es untergegangen, darum verlor es Morea, dessen Besitz ihm nichts geholfen hatte.

Man denke an den Erfolg des Widerstands, den Hunnyad, den Skanderbeg den Türken zur Zeit ihrer größten Kraft

leisteten, um sich völlig zu überzeugen, daß mehr die Schwäche ihrer Gegner, als die gute Einrichtung ihrer Heere und die Trefflichkeit ihrer Feldherrn zu ihrem Vortheil entschieden haben. Nicht Tapferkeit, nicht Muth hat ihren Heeren gefehlt, auch nicht Klugheit ihren Anführern, und ich wiederhole es, auch jetzt stehn sie an Nationalsinn, Kühnheit und körperlicher Kraft schwerlich irgend einem Volke der Welt nach. Nichts entkräftet ihre wirklich tapfern Heere, als ihr Mangel an Cultur, ihre stolze Verachtung des neueren Kriegssystems, ihre Insubordination und die wenige Sorgfalt bei der Wahl ihrer Oberbefehlshaber. So lange ihre Regenten selbst ihre Heere führten, war ein Hauptfehler derselben, die Insubor-

dination, nicht gefährlich, denn alle beugten sich unter der Hoheit des Großherrn. Auch befeuerte sein Anblick die Truppen mit doppeltem Muthe, erleichterte jede Gefahr, ließ für jede That sichre Belohnung hoffen, und, vor allem, der Großherr selbst war nicht für das, was er that, verantwortlich, auch fand keine Bestechung zu ihm den Zugang. Was wäre Rußland jetzt, ohne die Diamanten, die Katharina aus dem Lager am Pruth an den Großvezier sandte, der Peter den Großen eingeschlossen hatte? Dem Großherrn hätte sie keine gesendet und jetzt wäre nicht die Rede von Gefahr des türkischen Reichs durch russische Heere. Der Regent sey der Beschützer seines Staates, sein erster Krieger — er vergönne keinem, über

die Kräfte der Völker herrschend zu gebieten, die von ihm selbst, von ihm allein beherrscht seyn wollen! Ehre den Fürsten, die ihr Leben für ihre Völker, für ihren Ruhm in Schlachten wagen, die ihre Heere zu führen verstehn! Sie fesseln den Sieg an ihre Fahnen, und

ein König, der es ist,
wird nicht besiegt, als nur durch
seinesgleichen.

Militärische Geschichte von Constantinopel.

Jedermann weiß, daß Constantinopel ehedem Byzanz hieß und im J. 324 un-

frer Zeitrechnung von Constantin, den die Priester den Großen genannt haben, ausnehmend vergrößert, verschönert und an Roms statt zur Residenz erwählt wurde. Die Gründe dazu waren theils dieselben, die Diocletian bestimmten, seinen Sitz in Nikomedien zu nehmen, theils die besonders glückliche Lage von Byzanz, die wir schon im vorhergehenden umständlich beschrieben haben, und die er recht genau kennen lernte, als er es das Jahr zuvor eroberte.

Diocletian, der Sohn eines Sclaven in Dalmatien, der dem Senator Anulinus leibeigen zugehörte, verdankte seiner tiefen Klugheit und Charakterstärke allein die Erhebung auf den Herrscherthron über die damals cultivirte Welt, und rettete durch

diese Eigenschaften das Reich vom Untergange, dem es vor ihm von allen Seiten her nahe war. Die italischen Völker liebten den Schatten ihrer republicanischen Verfassung, den ihnen Augusts Klugheit gelassen und kein nachfolgender Kaiser ungestraft angetastet hatte: der römische Senat galt noch etwas und so ganz leerer Titel war die Würde eines Consuls nicht. Der Soldat des Glücks, der jetzt den Thron besaß, wollte sich von diesen Fesseln des Republicanersinns der römischen Senatoren befreien: Cäsarn hatte der Verdacht, als wolle er sich mit dem Diadem schmücken, das Leben gekostet, Diocletian schmückte sich damit. Er führte die Gewohnheit des Fußküssens ein, ließ sich von den orientalischen Nationen, die er

nebst Galer sich unterworfen hatte, König nennen und gab sich selbst den Titel als Herr, als geheiligte Majestät. In Rom hatte ihn das alles verhaßt gemacht, darum kam er nicht nach Rom, als ein einzigesmal, um dort den letzten aller Triumphe auf dem Capitol zu feiern. Nikomedien war sein Sitz, und der Vorwand, warum er lieber hier, als in Rom war, die größere Nähe der Feinde, welche die orientalischen Provinzen zunächst bedrohten. Der eigentliche Grund aber war sein Wunsch und Plan, die absolute Fürstengewalt im römischen Reich einzuführen und den Senat ganz aufzuheben: die stolzen Senatoren mußten, im Vorzimmer des nikomedischen Pallasts wartend, sich vor ihrem Herrn niederwerfen, und die

Ueberbringer seiner Befehle an die höchste Reichsversammlung werden, deren Präsident zuweilen, und nur auf Jahresfrist zu heissen die vorigen Kaiser für eine Ehre geachtet hatten.

Dieß System des asiatischen Despotismus bildete Constantin noch weit vollkommner aus. Seine Siege über Maxentius und Licinius hatten ihn zum einzigen Herrn über die römische Welt erhoben und man hat Grund, zu vermuthen, daß die Christen im Heere seiner Gegner diese Siege sehr erleichterten. Denn sie waren seiner Parthei zugethan, da er durch seine Mutter Helena, die selbst Christin war, mit ihnen in Verbindung stand. Nachdem er sich ganz unumschränkt gemacht hatte, beschloß er, dem römischen

Reiche eine vollkommen veränderte Gestalt zu geben, indem er die christliche Religion zur Staatsreligion machte, ganz neue Formen der Staatsverwaltung einführte und eine neue Hauptstadt gründete.

Anfangs wollte er sie auf der Stelle des ehemaligen Troja erbauen; bald aber entschied ihn die vortreffliche, gebietende Lage von Byzanz. Dieß war schon lange kein unbedeutender Ort; die Spartaner und Athenienser hatten es abwechselnd besessen. Alexanders Vater Philippus belagerte es vergeblich, und es scheint schon damals eine freie Verfassung gehabt zu haben, die es, mit mehreren Abwechselungen der Oberherrschaft, während der Kriege Alexanders und seiner Nachfolger,

späterhin der Römer, der Könige von Vorderasien, während der Mithridatischen Kriege, bis auf Vespasian sich erhielt. Es führte sogar in dieser Periode eigne Kriege: besonders merkwürdig ist der mit der Insel Rhodus zur Zeit Philipps des Zweiten von Macedonien, als der erste Handelskrieg in der ganzen Weltgeschichte: er entstand nämlich über Zölle, welche die Byzantiner forderten. Der Kaiser Vespasian machte Byzanz zugleich mit einer Menge andrer asiatischer und europäischer kleiner Staaten zur Provinz, denn er nahm ihm auch den letzten Schatten einer eignen Verfassung.

In den bürgerlichen Unruhen, die späterhin das römische Reich zerrissen,

ward es von Severus belagert und nach drei Jahren erobert. Pescennius Niger nämlich, sein Mitwerber um den römischen Thron, hatte es befestigt, um ihm den Uebergang nach Asien zu erschweren. Aufgebracht durch die hartnäckige Vertheidigung zerstörte es der Sieger, doch muß es bald nachher wieder aufgebaut worden seyn, denn im Jahre 313 eroberte es wieder Maximin in seinem unglücklichen Kriege wider Licinius nach einer elftägigen Belagerung. Zehn Jahre später nahm eben dieser Licinius, von Constantin am Flusse Hebrus geschlagen, hieher seine Zuflucht. Constantin belagerte ihn, aber er floh aus der Stadt, deren Mauern schon dem Einsturz nahe gebracht waren, worauf sie sich dem Sieger ergab, der sie vor

allen Städten der Erde herrlich zu machen beschloß.

In feierlicher Procession gieng er, eine Lanze vor sich hertragend, um mit derselben die Gränze der Ringmauer seiner neuen Stadt zu bezeichnen. Denen, die ihn fragten, wie weit er gehn werde, antwortete er, so weit, als der Geist es ihm beföhle, der vor ihm herginge. Wahrscheinlich war das alte Byzanz nicht viel größer, als das heutige Serail; Constantin bebaute fünf der dahinter liegenden Hügel, zwischen dem Horn und dem Propontis, und nach ihm sind noch zwei bebaut worden, so daß es, wie das alte Rom, auf sieben Hügeln liegt.

Die asiatischen Städte wurden ihrer Zierden beraubt, um die neue Hauptstadt

zu schmücken, vor allem aber Rom, das nicht nur eine Menge seiner Kunstwerke, sondern alle seine reichen und vorgezognen Einwohner verlor. Theils wurden diese gerade zu befehligt, nach der neuen Hauptstadt zu ziehn, theils erwählten sie dieselbe freiwillig zu ihrem Aufenthalt, da so sehr viele mit dem Hofe durch mancherlei Bande zusammenhingen, da Rechtsangelegenheiten, Hoffnung auf Beförderung, Creditsachen eine Menge der angesehensten Familien nach dem Sitz der Regierung sich zu begeben nöthigten und vom Regenten absichtlich alle die Mittel in Thätigkeit gesetzt wurden, die nach jeder Hauptstadt eine mit der Größe des Reichs im Verhältniß stehende Menge von Menschen anlocken. Die ausnehmend vortheilhafte

Lage der Stadt für den Handel vermehrte noch sehr die Bevölkerung, indem sie Arbeit und Wohlstand gewährte. Denn die Pracht, der Luxus des Hofs, die Feste und Spiele, welche hier gefeiert wurden, das Wohlleben der Residenz reizten alle reiche Müssiggänger, daselbst zu leben, und diese belebten durch ihren Luxus Handel, Künste und Gewerbe. Die Freigebigkeit des Kaisers, der, wie die ersten Cäsarn in Rom, ägyptisches Korn, Oel und Wein unter die neuen Bürger der Hauptstadt vertheilen ließ, beförderte den Zufluß. In kurzer Zeit konnte die neue Stadt es mit Rom in jeder Rücksicht aufnehmen, mit Rom in seiner ehemaligen Pracht, denn so wie die Residenz sich erhob, sank die alte Hauptstadt der Welt

herab, die durch den republicanischen Sinn ihrer Bürger größer und herrlicher geworden war, als je die Welt vorher eine Stadt gesehn hatte, und jetzt dem eingeführten Despotismus asiatischer Höfe geopfert wurde. Nicht mehr Söhne des Mars, nicht mehr Jupiters begünstigtes Geschlecht, verliessen die Römer das Capitol und ihre Tempel, um unter dem Kreuze gehorchen, demüthig schweigen, und Glück und Ehre in einem zukünftigen Leben erwarten zu lernen, weil sie nicht mehr Kraft hatten, sich beides im gegenwärtigen zu verschaffen.

Der Kaiser gab seiner neuen Hauptstadt, der ersten christlichen, den Namen des neuen Roms und das Recht der ersten Colonie, aber sie war bestimmt, den Na-

men ihres Erbauers zu verewigen. Von ihrer Pracht und Schönheit sich einen Begriff zu machen, ist schwer: eine Stelle des Onuphrius Pamphinius kann uns zwar hiebei leiten, allein wir sind sehr in Gefahr, die Pracht aller von den Römern erbauten Städte in unserer Vorstellung zu übertreiben, da wir sie nach dem Maaße der Ueberbleibsel öffentlicher Gebäude messen, die wir noch sehn. Das unebne Local schon läßt vermuthen, daß Constantinopel nicht war, was wir von einer schönen Stadt verlangen, mehr noch der Umstand, daß jetzt von dieser ehemaligen Herrlichkeit fast nichts mehr übrig ist. Constantin baute schnell und beschäfftigte eine ungeheure Menge Menschen. Ohne Zweifel ist also vieles schlecht und alles

leicht aufgeführt worden. Jetzt sind die Gassen krumm, winklicht und eng; sehn wir andre von den Römern erbaute Städte, so gleichen sie ihnen, z. B. Trier, Mainz u. a. Desto herrlicher mögen die öffentlichen Gebäude gewesen seyn, und über alles prächtig der Anblick der Stadt von Aussen, besonders von Pera aus und von der Seeseite.

Nach der oben erwähnten Stelle hatte das alte Constantinopel in vierzehn Regionen (so war auch Rom eingetheilt) eine Akademie, zwei kaiserliche, zur Residenz dienende Palläste, fünf andre, die gleichfalls dem Kaiser gehörten, sechs Palläste der Kaiserinnen und drei für Prinzen, zwei Theater, 14 Kirchen, 8 öffentliche und 153 Privatbäder, zwei Curien

und vier Gerichtshallen, einen Circus und zwei Amphitheater, 52 Säulenhallen, vier Cisternen, verschiedne Colonnen und Obelisken und 4388 Häuser in 322 Straßen. Jetzt mögen denn doch die Häuser kleiner seyn, denn nach dem Verzeichniß des Stambul Effendi hat es 88,185 Häuser.

Schon 54 Jahre nach seiner Erbauung hatte es das Schicksal von den Gothen (im Jahr 378) belagert zu werden. Der Kaiser Valens, Valentinians Bruder, hatte die vor den Hunnen weichenden Gothen selbst ins Reich eingelassen; unter ihrem Anführer Fritigarn schlugen sie ihn (9. Aug. 378) bei Adrianopel aufs Haupt, tödteten ihn und fast alle seine Generale und näherten sich der Hauptstadt mit ih-

rem siegreichen Heere. Aber noch war man entweder in der Kriegskunst nicht so weit gekommen, als man jezt ist, oder gab es Männer mit andern Gesinnungen im griechischen Reiche — nicht einmal Adrianopel wurde genommen, da doch die Schlacht unter dessen Mauern geschlagen worden war. Heut zu Tage erfolgt die Uebergabe einer fünf Meilen vom Schlachtfeld entfernten Festung gleich am Tage nach der Schlacht ohne Widerstand. Von Constantinopel zogen die Sieger ab, da durch Ausfälle ihre Cavallerie gegen die arabische, welche in Garnison lag, sehr viel gelitten hatte. Man erzählt, sie seyen bestürzt worden, als sie gesehn, wie ein beduinischer Reiter das Blut eines erschlagenen Gothen aus dessen Wunde

gesaugt und so seine Mordgier cannibalisch befriedigt habe.

Im J. 396 kehrten die Gothen unter Alarichs Anführung noch einmal als Feinde vor die Hauptstadt zurück. Dieser berühmte Eroberer, den nachmals Stilico in den Schlachten von Pollentia und Verona schlug, wodurch allein des westlichen Reiches Untergang noch eine Weile aufgehalten wurde, bot zuerst dem griechischen Hofe seine Dienste an; da man diese ausgeschlagen, verwüstete er die ganze griechische Halbinsel, von Dalmatien bis an den Peloponnes und die Mauern von Constantinopel. Schon in Griechenland focht er gegen Stilico mit abwechselndem Glück. Wir wissen nicht, was ihn bestimmte, seine Pläne gegen den Orient

aufzugeben und lieber den Occident zu erobern, aber der elende Arkadius sicherte seine Hauptstadt gegen diesen Feind durch einen Vertrag, kraft dessen der letztere zum Generalgouverneur von Illyricum ernannt und so die erste Magistratsperson in den Ländern wurde, die er eben erst als Feind hatte sich unterwerfen wollen, und in welchem er noch mit den feindlichen Truppen unbesiegt weilte. Die Alanen (so nannten sich seine Gothen) wollten dadurch nur ihren Rücken beim Zuge nach Italien decken und die Griechen gaben ein Exempel, wie schwache Kaiser Frieden zu schliessen verstehn. Vortheil hatte indeß Constantinopel von diesem Verfahren, denn was würde der Held, der Rom zweimal eroberte und dessen

Grab, im Bett des Flusses Busenfinus bei Cosenza, das Denkmal seiner Ausserordentlichkeit ist, aus jener Stadt gemacht haben, wenn er ihr Feind geblieben wäre?

Unter Anthemius, dem Vormund des Sohnes des Arkadius erhielt Constantinopel, in demselben Jahr, als Alarich Rom zum erstenmal eroberte (408) neue Mauern und Festungswerke, die es noch hat, und erst zweihundert Jahre nachher erlitten sie die erste Belagerung. Aber öfters wurden sie in dieser Zeit von Feinden bedroht. Schon funfzig Jahre nachher verbreitete Attila seine Heere bis an diese Mauern, ohne sie jedoch förmlich zu belagern; er begnügte sich, den elenden Theodos II. zu einem Unterwerfungsvertrag zu nöthigen. Dieser Purpurträger war

an Schimpf gewöhnt; schon früher hatte er Ungarn abgetreten, jährlich siebenhundert Pfund Gold zu Zinsen verwilligt, den Hunnen einen Handelsplatz an der Donau eingeräumt, für jeden Römer, der sich aus der Hunnen Gewalt befreit hatte, ein Kopfgeld bezahlt und allen Bündnissen mit den Feinden der Hunnen entsagt.

Dieser schimpfliche Friede konnte ihn nicht vor dem Kriege retten, den Attila im J. 441 auf Genserichs Anreitz, unter einem nichtigen Vorwande wieder anfing; da zeigte sich, was ein Friede ist, dessen Dauer nur von der Gnade einer der paciscirenden Partheien abhängt. In drei Schlachten wurden die Armeen des Orients vernichtet, und 446 unterwarf

sich Theodos der Gnade des Siegers. Nur eine kleine thracische Stadt, Azymus, widerstand den Hunnen: Attila drohte mit neuer Verwüstung, wenn sich dieser Ort nicht unterwerfen würde, und Theodos wußte keine andre Entschuldigung, als daß er zu schwach sey, sich von den Azimuntinern Gehorsam zu verschaffen. Nicht einmal ein Meuchelmord gerieth ihm: der Mörder wurde verhaftet und der dießmal wahrhaft große Attila schickte ihn seinem Herrn verächtlich, für eine große Geldsumme, wieder zu. Ein neuer noch viel schimpflicherer Vertrag wendete auch dießmal die Hand des Eroberers von Constantinopel ab, bis ihm Aetius in der Nähe von Chalons besser zu begegnen wußte. Nicht lange nachher

starb der Barbar in den Armen eines Mädchens und befreite so die Welt von einer ihrer furchtbarsten Geisseln.

Im sechsten Jahrhunderte litt Constantinopel mehr durch innere Unruhen, als von äusseren Feinden. Gleich nach Anastasius Tode, im J. 518, näherte sich ihr ein griechisches Heer in feindlicher Absicht. Der sechs und achtzigjährige Justinus, der weder schreiben noch lesen konnte, überlistete oder bestahl als General der Leibgarde, einen intriguirenden Eunuchen, Namens Amantius, und half sich dadurch auf den Thron. Doch kostete es ihm Kämpfe mit manchen Mitbewerbern, von denen der gefährlichste, Vitalian, an der Spitze eines Heeres vor Con-

stantinopel erschien. Der Neffe des alten Kaisers, Justinian, den man in den Wüsten Daciens ausfindig gemacht hatte, wußte Vitalian zu bereden, daß er sein Heer entließ und sich dem Kaiser anvertraute, der ihn freundschaftlich umarmte. Justinian lud ihn zum Gastmahl, wo er mit siebzehn Wunden erstochen wurde. Und dieser Justinian ist unser Gesetzgeber noch auf den heutigen Tag.

Unter seiner Regierung brach ein sehr gefährlicher Aufruhr aus. Er war der Patron der blauen Faction, während daß Anastasius Anhänger sich die grüne Faction nannten. Einst im J. 532, am Neujahrstage, flüchteten sich ein paar Mörder, jeder von einer andern Faction, in eine Kirche. Jede Parthei wollte den ih-

rigen retten, und so kam es zu Auftritten, in welchen mehr als die Hälfte von Constantinopel, unter andern auch die erste, von Constantin gebaute, christliche Kirche verbrannte und Blut in allen Straßen floß. Schon war Justinian im Begriff, aus seinem Pallast, der ans Meer stieß, zu fliehn, um Hippatius, einem Enkel von Anastas, Platz zu machen, als seine Gemahlin, die vormalige Tänzerin und Buhlschwester Theodora, den Geist zeigte, der ihrem Gemahl gebührt hätte. Sie erklärte ihm, daß sie lieber sterben wolle, als fliehn; sie machte ihm begreiflich, daß Schande schlimmer als Tod ist, und daß es besser und sichrer ist, sein Leben um einen Thron zu wagen, als von demselben feig sich selbst zu verbannen,

und den Triumph des Siegers lebendig, aber unter Henkershänden anzuschauen. Justinian blieb und sein General Belisar stillte den Aufruhr.

Noch einmal, im J. 559, rettete Belisar dem alten Justinian seine Hauptstadt, welche Zabergan, an der Spitze von siebentausend Bulgaren bedrohte. Der Eroberer von Africa und Italien, der seinem Kaiser zweimal Thron und Hauptstadt gerettet hatte, erfuhr dennoch dessen Undank und starb bald nachher in Ungnade.

Im letzten Jahre des sechsten Jahrhundertes drang der Theil des Heeres, der jenseits der Donau stand, empört gegen die Hauptstadt, vor, eroberte sie ohne Mühe, von Phokas angeführt, rief die-

ſen zum Kaiſer aus und entſetzte den drei und ſechzigjährigen Mauritius, weil er Disciplin unter den ganz aufgelößten Truppen hatte einführen wollen. Mauritius war einer der beßten orientaliſchen Kaiſer und verdiente nicht, daß ſein Mörder Phokas ſeine fünf Söhne vor ſeinen Augen und ihn zuletzt hinrichten ließ. Die Amme eines dieſer Söhne wollte ihr eigenes Kind für das des Kaiſers dem Henker preis geben, aber Mauritius entdeckte die heldenmüthige Täuſchung und vereitelte ſie. O warlich, die Weltgeſchichte erzählt ſo wenig Beiſpiele ſolcher Großherzigkeit, als dieſe Amme und dieſer Kaiſer bewieſen, daß es Noth thut, jedes ſo oft zu wiederholen, als ſich nur immer Gelegenheit darbeut.

Sehr merkwürdig sind die zwei Belagerungen, welche Constantinopel im siebenten Jahrhundert erfuhr. Das erstemal im J. 626, waren es die Perser, die, während Heraklius Regierung, unter dem Commando von Sarbar, dem Generale Nushirvans II. und des Chan der Avaren, die Belagerung begannen. Die Avaren waren nichts anders als Türken, die aus dem Gebirg Altai schon weit umher als Sieger gezogen waren und große Schlachten gewonnen hatten. Von einer unterdrückten kleinen Völkerschaft nahmen sie den Namen Avaren an. Jetzt also zuerst erschien dieß Volk vor der Kaiserstadt, die das Schicksal nach acht Jahrhunderten zu ihrem Sitz bestimmt hatte.

Nushirvan I., den die Römer Cos=

roes nennen, war der Sohn des persischen Königs Kabades, der vom Kaiser Justin verlangte, dieser solle seinen Sohn adoptiren. Der Kaiser machte Schwierigkeiten, Winkelzüge, um diesem seltsamen Antrag des mächtigen Perserfürsten auszuweichen, und Nushirvan empfand tief die Beleidigung. Justinian kaufte von ihm den Frieden, den er aber bald wieder brach. Nur Belisar vermochte seinen sieghaften Heeren Einhalt zu thun; alle andre Generale der Römer wurden geschlagen. Endlich versprach Justinian einen jährlichen Tribut von 30,000 Pfund Gold für den Frieden. Justin II. zahlte diesen Tribut nicht und verwickelte den achtzigjährigen Nushirvan in einen gefährlichen Krieg, den die Römer gegen

ihn und seinen Sohn Hormuz mit Glück führten. Bürgerliche Unruhen gaben sogar eine Zeit lang den Römern eine Schutzgewalt über Kosroes II., den Enkel Nushirvans. Um Mauritius Tod zu rächen, eroberte dieser endlich ganz Asien bis an den Hellespont. Aber Heraklius schlug ihn durch überlegne Feldherrntalente, doch konnte er nicht hindern, daß Kosroes General Sarbar nebst dem Whegan der Avaren ein großes Heer vor seine Hauptstadt führte.

Diese Belagerung war jedoch von schlechtem Erfolg für die Türken und Perser; beide Heere mußten, ohne was ausgerichtet zu haben, abziehn, und im folgenden Jahre erfocht Heraklius über die Perser

einen großen, entscheidenden Sieg, dessen Frucht die Wiedereroberung der an die Perser verlornen östlichen Provinzen war. Sie blieben indeß nicht lange in der Gewalt des römischen Reiches: derselbe Heraklius verlor sie wieder an die Araber. Denn in seine Regierung (J. C. 622) fällt die ewig denkwürdige Periode, wo dieß Volk, von seinem wahrhaft großen Propheten begeistert, aus langer, friedlicher Ruhe zur Eroberung der Welt erwachte. Schon lange nach Mahomets Flucht fiel Abubeker Damaskus an: bis 655 hatten sich die neuen Gläubigen im Orient bis an das schwarze Meer, in die Nähe von Constantinopel, verbreitet und Aegypten erobert. Schon Mahomet selbst hatte der Armee, die zuerst die Kaiserstadt

belagern würde, Vergebung der Sünden zum Sold angewiesen, und im J. 668 wollte sich der Kalif Moabija dieß Verdienst erwerben. Constantin Pagonatus regierte daselbst. Unter Sophians Anführung sendete er eine Flotte durch den Hellespont, die beim Pallast Hebdamon im Propontis, wenig Stunden von Constantinopel, vor Anker ging. Ein ganzes Jahr schwärmten die Saracenen um die Hauptstadt herum, verloren an 30,000 Mann, zogen endlich ab und schlossen einen 30jährigen Waffenstillstand mit dem griechischen Kaiser zu Damaskus, nach welchem sie sich sogar zu Erlegung eines Tributs verpflichteten. Noch war der Tag des Falles der ersten christlichen Hauptstadt fern; fast achthundert Jahre sollte

sie unter dem Kampfe zwischen dem Kreuz und dem Halbmond leiden.

Im achten Jahrhundert kamen die Saracenen wieder. Der Kalif Solyman ließ durch seinen Bruder Moslemah J. C. 716 noch einmal die Eroberung der Hauptstadt versuchen. Und ungeachtet das Heer der Belagerer 120,000 Mann stark war und durch eine Flotte von 1,800 Schiffen unterstützt wurde, ungeachtet Empörung im Innern der Hauptstadt wüthete und der ausschreitende Soldat seinen Kaiser Anastasius mordete, Theodos auf den Thron setzte, um ihn nach wenig Wochen ins Kloster zu bannen, und endlich Leo den Isaurier erhob, mißlang die Unternehmung dennoch. Das griechische Feuer und der Himmel schützte dießmal die Kai-

ſerſtadt. Erſteres durch Verbrennung der ungeheuren Flotte, die nie vorher ihres gleichen gehabt, und letzterer theils durch den unerwarteten, zufälligen Tod des Kalifen Solyman, dem ein Held im Beten folgte, theils durch ungewöhnliche Kälte, die Hunger und Krankheiten im Lager veranlaßte. Nach dreizehn Monaten zog Moslemah wieder ab.

Noch darf ein früheres Ereigniß in dieſem Jahrhundert in der Militärgeſchichte Conſtantinopels nicht übergangen werden. Juſtinian II. nämlich, oder vielmehr der Bulgarenfürſt Trebellius eroberte es im J. C. 705. Dieſer Juſtinian, der letzte Kaiſer aus Heraklius Stamm, gehört unter die kleine Anzahl Fürſten, die durch Urthel und Recht ver-

urtheilt worden sind, und unter die noch viel kleinere derer, die dieß Schicksal verdient haben. Eine Menge Frevel und Unthaten dieses Wüthrichs brachten endlich das Volk, und zwar die besseren Individuen so weit, daß sie den saubern Kaiser öffentlich auf einem großen, freien Platze vor ein Gericht stellten, welches ihn zum Tode verdammte. Allein der an seiner Stelle ernannte Kaiser Leontius ließ thörichterweise das Urthel nicht vollziehn, sondern begnügte sich, dem kaiserlichen Missethäter die Nase abzuschneiden. Nach Jahrelangem Umherirren gelang es ihm endlich, den Bulgarenchef Trebellius zu vermögen, daß er mit 16,000 Mann Cavallerie ihn unterstützte. Seine Verbindungen in Constantinopel öffneten diesem

Heere die Thore: er marterte nun seine Gegner recht cannibalisch zu Tode, und verübte ohne Nase noch viel größere Abscheulichkeiten, als er unentstellt begangen hatte, bis ihn endlich die Nemesis ergriff.

In einem bürgerlichen Kriege zwischen Michael dem Stammler und Thomas von Kappadocien wurde die Stadt von letzterem mit 80,000 Asiaten belagert. Aber die Bulgaren waren Michaels Bundsgenossen: sie überfielen Thomas im Lager, schlugen ihn und nahmen ihn gefangen. Er hielt nun zwar einen Einzug in Constantinopel, aber einen ganz andern, als er gewünscht hatte: mit abgehauenen Händen und Füssen wurde er auf einem Esel durch die Strassen geführt. Man war

doch dazumal human gegen seine Gegenkaiser! Es war im J. 821.

Merkwürdiger ist im neunten Jahrhundert die erste Expedition der Russen gegen Constantinopel, ob sie gleich, so wie die drei folgenden, fruchtlos war. Gothen, Gepiden, Alanen, Hunnen und Türken oder Avaren gingen vom heutigen Rußland aus und überschwemmten erobernd alle Länder: da war der Name Russen noch nicht gehört. Normänner, die alle Küsten nach Beute durchstreiften, hatten sich auch am östlichen Ufer des baltischen Meeres niedergelassen, und einer ihrer Anführer, Rurik, unterwarf sich eine weite Strecke jenes Landes: auch die Provinz Moskwa nahm er in Besitz. Ob aber damals schon eine Stadt dort war,

oder nicht, lassen wir unerörtert. Der Schnee und die Ströme ihres Landes luden die Russen zum Handelsverkehr ein: beides nämlich erleichterte die Communication zwischen dem nördlichen und schwarzen Meere. An der Mündung des Dnieper versammelten sich die russischen Handelsschiffe zum Verkehr mit Natolien und Constantinopel. Diese Stadt mußte nothwendig jenen Barbaren als der Mittelpunct des Paradieses erscheinen, und so faßten sie denn den Entschluß, sich ihrer zu bemächtigen. Im J. 865 erschien ihre Flotte zum erstenmal feindselig vor Constantinopel, aber sie ward leicht vernichtet oder zerstreut. Im zehnten Jahrhundert näherte sich Seratoslaw zu Lande der Hauptstadt, wurde aber von Johann Zi-

misces zu einer harten Capitulation und zum Rückzug genöthigt. Drei Seeexpeditionen, von denen zwei in das zehnte und die letzte in das elfte Jahrhundert (J. C. 1043) fallen, liefen aber so unglücklich ab, wie die erste. Seit jener Zeit ist kein russisches Heer und keine Flotte Constantinopel zu nahe gekommen.

Die Bulgaren setzten im zehnten Jahrhundert die Stadt noch einmal in Gefahr, indem sie unter ihrem König Simeon um das Jahr 924 den Kaiser Romanus I. daselbst, wiewohl fruchtlos belagerten. Auch sie kamen zuerst von der Wolga her und gründeten nahe bei der Hauptstadt, am südlichen Donauufer ein

unabhängiges Reich, dem Basil II. im elften Jahrhundert ein Ende machte.

Wie viele Völkerschaften kamen aus den Ebnen Scythiens herab, um an der Donau neue Wohnsitze unter einem mildern Himmel zu gründen! Alle, die noch jetzt, halbe oder ganze Barbaren, jenen schönen Erdstrich bewohnen, Ungarn, Croaten, Wallachen, Raizen, Servier, Bosnier u. s. f. sind Söhne des Norden. So scheint es die Natur zu wollen, daß der Mensch dem Eis und den Winterstürmen seines verschloßnen Bodens zu entfliehen suche, um unter milden Himmelsstrichen fruchtbare Gefilde anzubauen, deren Einwohner nicht mehr sich mit seiner rohen Kraft messen können, sobald die Stärke, die sie jener Kraft überlegen macht, die

Cultur des Geistes und verständige Anordnung des Gebrauchs ihrer Kraft, durch Weichlichkeit, Bet = und Bußübungen, Despotismus und Egoismus gesunken ist.

Das elfte Jahrhundert ist wichtig für Constantinopels Geschichte, als die Periode der Ausbreitung der Turkomannen, seiner jetzigen Herrrn, bis an den Bosporus. Diese Nomaden empörten sich gegen Massud, den türkischen Regenten des Orients, stürzten ihn und setzten ihren Anführer Togrul Bey auf den türkischen Thron. Dessen Nachfolger, Alp Arslan, nahm den Kaiser Romanus Diogenes in einer großen Schlacht in der Gegend von Erzerum gefangen. Malek Schach, sein Sohn, unterwarf sich ganz Asien. Sein Reich zerfiel nach seinem Tode, und So-

lyman, einer seiner unabhängigen Nachfolger, besaß die asiatischen Provinzen des griechischen Reichs als ruhiger Regent. Seine Residenz war Nicäa, und der griechische Kaiser sah aus seinem Fenster das Gebiet seiner Feinde — sogar Skutari nämlich gehörte Solyman. So war denn Asien in der Mitte des elften Jahrhunderts den Griechen auf immer verloren.

Während der bürgerlichen Unruhen, die auf die Niederlage des Romanus Diogenes folgten, belagerte der General Nikephorus Bryennius Constantinopel, um sich die Kaiserwürde zu erbeuten, allein er wurde von den Einwohnern zurückgeschlagen. Alexis Komnenus war glücklicher. Dieser diente seinem Gegner anfangs mit Treue und Aufopferung; als

er aber sah, daß dieß ihn nicht vor eigner Gefahr sichern könne, ließ er sich von den Truppen in der Nähe der Hauptstadt zum Kaiser ausrufen und zog an ihrer Spitze daselbst ein; nicht ohne einigen Widerstand von Seiten seines Gegners, so daß diese Expedition eine Belagerung genannt zu werden verdient. Botoniates hieß der Gegenkaiser.

Unter demselben Alexis Komnenus sollten neue Feinde dem sinkenden Reiche gefährlich werden, die christlichen Völker des Westen. Bis dahin hatte seit dem Verlust von Italien kein Unglück von dieser Seite dem baufälligen, alten Reiche der Cäsarn, das trotz aller Stöße doch immer noch nicht zusammenstürzte, gedroht; die Barbaren, unsre Väter, hat-

ten allzuviel mit sich selbst, mit der Kirche, den Ungarn und der Armuth an Geist und Leib zu schaffen. Ein Heldenvölkchen aus den Skandinavischen Küsten zeichnete sich allein aus: es durchschiffte erobernd den Norden, machte sich England und Frankreich unterthan, drang ins mittelländische Meer, erwarb sich den Besitz von Neapel und Sicilien, und jetzt streckte es zuerst unter den Völkern des Westen seine Hand nach der byzantinischen Krone aus. Den Vorwand gab eine innere Revolution in Constantinopel.

Robert Guiscards Tochter war mit Constantin Ducas vermählt, und in der Vertilgung des Hauses Ducas war sie mit verwickelt. Ein Abentheurer, der sich für Michael Ducas, Constantins Vater, aus-

gab, sollte für Robert Guiscard das Werkzeug werden, seine Tochter zu rächen. Mit ihm und seinem Sohne Bohemund zog Robert nach Epirus, anfangs siegreich, aber bald erfuhr er den Wechsel des Glücks. Seine Flotte wurde von den Venetianern geschlagen, seine Normannen schmolzen durch Krankheiten, und Durazzo that ihnen tapfern Widerstand. Alexis zog mit einem Heere zum Entsatz der Festung heran. Jetzt stieg die Schaale der normännischen Abentheurer wieder: in einer harten Schlacht, in welcher der Pseudodukas fiel, wurden die Griechen geschlagen und Durazzo erobert. Innere Unruhen in Italien veranlaßten Robert Guiscard zurückzugehn; er übergab das Commando seinem Sohne Bohemund, der zwei Tref-

fen über die Griechen gewann, und bis Larissa vordrang. Aber hier gelang es Alexis, ihm Einhalt zu thun und die Normänner zum Rückzug nach Italien zu nöthigen.

Was zu Lande nicht gelungen war, sollte nun zur See gelingen; dieses Elements waren sie Meister. Zwei Seeschlachten entschieden nichts, desto mehr die dritte: im J. 1085 wurde die Flotte der Griechen und Venetianer von Robert Guiscard völlig geschlagen, und hätte nicht ein ansteckendes Fieber den Sieger getödtet, so würde die Kaiserstadt seine Segel in ihrem Hafen gesehn haben.

Viel ernsthafter und weitaussehender war die Unternehmung der lateinischen Christen gegen die Besitzer des heiligen

Grabes, welche unter Alexis Regierung ihren Anfang nahm. Der Weg der fanatischen Schaar ging über Constantinopel; ein Umstand, der für das griechische Reich und das Abendland die wichtigsten Folgen hatte. Aus Constantinopel kamen die ersten Strahlen der Cultur, die auf das finstere Abendland fielen, und das Schwert der Ritter des Kreuzes kehrte sich von den Saracenen gegen die christlichen Griechen, die freilich das Unglück hatten, dem heiligen Geist ein wenig von der Dignität zu verkümmern, die ihm die römische Kirche zukommen ließ, und deswegen eben so für unchristlich gehalten wurde, als die Saracenen selber.

Dem Kaiser Alexis konnte die Schaar der Gläubigen, die der Einsiedler Peter

führte, unmöglich angenehm seyn: er ließ sie also über den Bosporus setzen. Was dem Schwert der Ungarn, Bulgarn, Wallachen u. s. f. entronnen war, wurde hier von den Türken getödtet, ohne eine Burg in Asien gewonnen zu haben. Denn Walter der Arme und Kukupeter der Einsiedler sind als Generale kühnlich einigen berüchtigten neueren an die Seite zu setzen: dreimalhunderttausend fanatisirte Christen wurden durch ihre Klugheit gerade so aufgehoben, wie eine Bande Vagabunden, der sie übrigens auch sehr ähnlich waren. Im folgenden Jahre (1097) erschien aber Gottfried von Bouillon mit dem eigentlichen Heere, dessen Stärke von einigen auf 600,000 Mann zu Fuß und 100,000 zu Pferd angegeben wird, vor Constantino-

pel. Man beschuldigte den Kaiser Alexis, diesen Gästen nicht hold zu seyn. Ob er wohl Ursache dazu hatte? Sie waren ausgezogen, um Länder für sich zu erobern, die einst den Griechen gehörten: ohne Geld und Magazine wälzten sich die ungeheuren Heerhaufen durch seine Staaten und verlangten von seinen Unterthanen Lebensmittel, mit welchem Glimpf kann man sich leicht denken, wenn man erfährt, daß ein gemeiner Ritter bei einer öffentlichen Audienz, die Kaiser Alexis gab, ohne Umstände auf seinem Thronsessel Platz nahm, und dem Grafen Balduin, der ihn ganz höflich wegführen wollte, zur Antwort gab, wie dieser Grieche sich unterstehn könne, vor Leuten ihresgleichen sich niederzusetzen? Derselbe Bohemund, der

vor kurzem vor Larissa gestanden hatte, war einer der Führer des Kreuzzugs. Alexis beschenkte ihn, dem Zeugniß seiner Tochter zufolge, auf eine höchst großmüthige Weise, und benahm sich durchaus so, wie es eines großen, aufgeklärten Fürsten gegen einen rohen Haufen von Kriegern würdig war. Gottfried von Bouillon ging so weit, daß er die Vorstädte von Constantinopel stürmte, die Alexis in Person vertheidigte. Bohemund war sehr der Meinung, es sey am beßten den Krieg gegen die Ungläubigen mit Unterdrückung des ersten Monarchen der Christenheit anzufangen. Endlich aber siegte auch hier die Klugheit über die Kraft und das Kreuzheer wanderte Kuttenpatern nach über den Bosporus.

Noch über hundert Jahre blieb die christliche Kaiserstadt verschont, obgleich in dieser Zeit das Reich auf mannichfaltige Weise durch die Kreutzfahrer, die Türken und innere Unruhen litt. Nur einmal im zwölften Jahrhundert ward sie von der Seeseite durch Georg, den Admiral des Königs Roger von Neapel und Sicilien, belagert. Der Kaiser Manuel Komnenus schlug indeß die normannische Flotte und wenig fehlte, so hätte er auch Neapel und Sicilien wieder erobert. Gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts, unter Isaak Angelus; wurde in Constantinopel die erste Moschee erbaut. Bald sollte sie die Kirchen des Kreuzes verdrängen.

Kaum war das dreizehnte Jahrhundert

begonnen, als die alte Kaiserstadt zum erstenmal in die Hand der Feinde fiel. Die Kreuzfahrer bemächtigten sich ihrer.

Diese Kreuzfahrer bestanden aus allerlei Volk, vorzüglich aber aus Venetianern und französischen Rittern. Die Venetianer sollten eigentlich den Rittern nur als Frachtfuhrleute zur Ueberfahrt dienen: da aber die Ritter kein Geld zur Bezahlung der Fracht hatten, und der alte Doge von Venedig, Dendalo, seinen Vortheil voraussah, so setzte er sich selbst an die Spitze des Kreuzzugs, und bedang sich ein paar Provinzen, die ihm am gelegensten seyn würden, von den zu hoffenden Eroberungen aus. Die unmittelbare Ursache, warum dieß Kreuzheer statt der

Feinde des Kreuzes dessen älteste Verehrer bekriegte, war folgende.

Eine der vielen Revolutionen zu Constantinopel hatte Isaak Angelos auf den Thron gebracht; sein eigner Bruder stürzte ihn herab, ließ ihm die Augen ausstechen und in einen Thurm sperren. Sein Sohn entfloh nach Italien, und da er hörte, daß in Venedig die kreuzfahrenden Ritter sich versammelt hatten, so ging er dahin, und versprach, wenn sie ihm und seinem Vater auf den Thron wieder helfen würden, sich und sein Volk der lateinischen Kirche zu unterwerfen. Die frommen Ritter freuten sich über den Zuwachs, den die Ehre des heiligen Geistes dadurch erhalten würde; der Papst über den Zuwachs seiner geistlichen Gewalt, und die

Republik Venedig über den ihrer weltlichen, und so versprachen sie dem jungen Isaak Angelos ihren Schutz. Der Kaiser Alexis hatte nichts gethan, die Hauptstadt zu beschützen, als die Kreuzfahrer vor ihr anlangten: die Venetianer liefen also in den Hafen ein, nahmen erst Galata und Pera weg, schossen dann Bresche in die Mauer, und, da der armselige Alexis die Flucht ergriff, öffneten die Griechen die Thore und setzten den blinden Isaak wieder auf den Thron. Allein die Griechen hatten keine Lust, sich dem Papst zu unterwerfen; eine acht Tage währende, von den frommen Kreuzfahrern, die die Moschee verbrennen wollten, gestiftete Feuersbrunst trug auch wenig bei, die Franken beliebt zu machen, und da

Alexis Dukas, mit dem Beinamen Murzuflos, sein Leben wagen wollte, um den Griechen ihre Unabhängigkeit wieder zu erkämpfen, ertheilte das Volk ihm den Purpur; die beiden Angelos kamen um, und der neue Kaiser kämpfte für sich und sein Volk mit den im Hafen und vor den Thoren stehenden Feinden. Er war unglücklich: nach zwei Monaten gelang es den Kreuzfahrern, die Stadt mit Sturm zu erobern. Sie erfuhr alle Greuel, die der bigotte Barbarenhaufen nur begehen konnte; Murzuflos kam um und der Graf Balduin von Flandern wurde griechischer Kaiser. Sein Reich theilten aber die Sieger und besonders die Venetianer. Der Papst versah nun den Orient mit lateini-

schen Bischöfen, und seit der Zeit besetzt er noch immer jene Bisthümer, die in der Türken Gewalt sind. Daß die Franzosen in der Sophienkirche mit Mädchen schäkerten, möchte wohl hingehn: daß sie aber die Bibliotheken verbrannten und dadurch den Untergang des größten Theils der Schriften der Alten veranlaßten, war eine Atrocität, die nicht zu berechnenden, noch zu ersetzenden Schaden für die ganze Menschheit stiftete.

So eroberten die Franken das griechische Reich, als ächte Barbaren. Kein Held, kein großer Charakter unter ihnen: halb durch Verrath, halb durch ihre Waffen nahmen sie den Purpur, um ihn sogleich aus den Händen des Papstes noch einmal zu empfangen. Keine Ahnung

hatten sie von dem eigentlichen Werth ihrer Eroberung: die Venetianer strebten vielmehr geradezu, ihn herabzusetzen. Denn damals noch war Constantinopel die erste Handelsstadt der Welt — sie wurde die zweite, und Venedig, das einst dem griechischen Reiche unterworfne Venedig, stieg, geschmückt mit der für die Kaufleute nützlichsten Beute der Griechen, empor. Diese Zerstückelungen der Macht des ohnehin schon tief gesunknen Orients entkräfteten tödtlich das ganze Staatsgebäude: die eigentliche Monarchie bestand blos aus der Stadt Constantinopel und ein paar Orten in Thracien und Thessalien. Gleich der erste sogenannte Kaiser Balduin ward von den Bulgaren gefangen genommen und getödtet. Wer weiß, ob nicht diese des

Besitzes der Hauptstadt würdiger gewesen wären, als die armseligen Kreuzritter, unsre unweisen Väter!

Sie verpfändeten für 42,000 Thaler (viel Geld, besonders für die damalige Zeit) die Dornenkrone, um sich gegen die Bulgaren zu erhalten, aber gegen Michael Paläologus, der in Besitz von Thessalien und Nicäa war, konnten sie sich nicht erhalten. Fast ohne alle Schwierigkeit drang dieser in seine Hauptstadt ein und jagte den elenden Balduin II. nach dem Westen zurück, im J. 1261, also 57 Jahre nach der Eroberung Constantinopels durch die Betfahrer des Abendlandes. Nie ist eine große Eroberung unwürdiger benutzt und elender verloren worden. Und wir hören

oft die Ritterzeit preisen, als eine Zeit der Kraft und des Heldengeistes.

Einzelne Individuen zeigten jedoch wirklich (hat es nicht zu allen Zeiten deren gegeben?) Spuren von Heldengeist. Unter diese gehört Roger, ein Genueser, der erst in Sicilien, dann in Asien sich an der Spitze eines catalonischen Heeres und einer Flotte lange herumschlug, und 1284 von Andronikus dem älteren zum Cäsar ernannt, aber auch bald nachher ermordet wurde. Seine Catalonen rächten den Tod ihres wackern Führers durch eine hartnäckige, blutige Vertheidigung von Gallipoli.

Im vierzehnten Jahrhundert wurde Constantinopel (1328) von Andronikus dem jüngeren im Bürgerkrieg gegen seinen

Großvater erobert. — Mit solchen Eroberungen hat es jedoch eine ganz andre Bewandniß, als wenn sie durch auswärtige Feinde geschieht. Auch Johann Katakuzenus war genöthigt, als Eroberer (1347) in Constantinopel einzudringen, da die Umgebungen des jungen Kaisers Johann Paläologus, seines Mündels, ihm die größte Gefahr drohten und jeden glimpflichen Weg zur Ausgleichung unmöglich machten. Dieser Katakuzenus hatte den Genuesern, die seit der Wiedereroberung der Stadt durch die Griechen in Pera geblieben waren, ihre Unabhängigkeit beschränken wollen; dieß gab Gelegenheit zu einem förmlichen Kriege in der Stadt selbst, der kein Bürgerkrieg war. — Michael Paläologus hatte durch

Hülfe der Genueser (1261) die Stadt wieder eingenommen, und aus Dankbarkeit diesen Kaufleuten Pera als Handelscolonie eingeräumt. Nachher wurden sie von ihren Todfeinden, den Venetianern, daselbst bedrängt, und erhielten deswegen von Andronikus dem älteren die Erlaubniß, Pera zu befestigen. Unter diesem Vorwande nahmen sie eine weite Strecke Land ein und Katakuzenus widersetzte sich ihrer weitern Ausbreitung. Sie wehrten nun den Griechen, im Hafen ihrer Hauptstadt ein- oder auszulaufen, ja sogar zu fischen. Vergebens vereinigte sich der Kaiser mit den Venetianern: die Genueser schlugen seine Flotte, und am Ende mußte er froh seyn, daß seine siegreichen Feinde in seiner eignen Residenz mit Er-

theilung von Handelsmonopolien sich begnügten.

Eben derselbe Katakuzenus führte aber die Türken nach Europa zuerst, indem er bei ihnen Unterstützung gegen seine Feinde und ihre Bundsgenossen, die Genueser, suchte. Hier zeigte es sich, wie viel gefährlicher die Einmischung einer erobernden Landmacht in die innern Angelegenheiten eines Staates ist, als die einer Seemacht: die genuesischen Kaufleute waren allerdings gefährliche Feinde, aber mit den Türken kamen sie nicht in Vergleich. Seit Katakuzenus Zeit faßten diese in Europa festen Fuß, und konnten nicht mehr im Zaum gehalten werden: Schon 1360 wählte Amurath Adrianopel zu seiner Hauptstadt, und fünf Jahre zu-

vor hatte er das damals verwüstete Gallipoli, den Schlüssel des Hellesponts, wieder aufgebaut und bevölkert.

Fürchterlich nahe war nun der Tag des Verderbens: Bajazeth Ilderim (der Blitz) folgte Amurath nach und maßte sich einer förmlichen Oberherrschaft über Paläologus an; als dieser seiner Stadt einige neue Festungswerke hatte geben lassen, mußten auf Bajazeths Befehl dieselben sogleich geschleift werden. Nach Paläologus Tode nahm er gegen dessen Sohn und Nachfolger einen Empörer, Johann von Solybria, in Schutz, und rückte J. C. 1400 mit seinem sieggewohnten Heere bis an die Mauern der Hauptstadt vor.

Die ganze Welt erwartete nun den Un-

tergang des schwachen Restes des einst großen orientalischen Reichs, das jetzt im buchstäblichen Verstande sich nicht über die Ringmauer der Hauptstadt hinaus erstreckte. Voltaire vergleicht es, in einer früheren Periode, mit einem noch kräftigen Baume, der schon manchen Ast verloren hat, aber immer noch grünend dasteht. Jetzt stellt es das Bild eines Eichbaums dar, dessen Stamm lange schon hohl und von schädlichen Gewürmen bewohnt, dessen Krone längst zersplittert und herabgestürzt ist, und mit dessen Fällung die Arbeiter beschäftigt sind: alle Wurzeln haben sie zersägt; jetzt untergraben sie den Stamm — noch ein Stoß, und er muß fallen. Da ruft eine andre Arbeit, da ruft der Brand ihrer Häuser

die fällenden ab und noch immer stürzt der Baum nicht nieder.

Der Brand, welcher die Türken von ihrer Arbeit abrief und die Stadt noch rettete, war Timur. Dieser Welteroberer war der würdige Nachfolger Dschingis-chans. Vom Aufgang bis zum Niedergang gingen beide Helden mit ihren Heeren triumphirend über alle Völker. Und das Schicksal wollte, daß beide die Existenz des letzten Rests von der Römer Eroberung fristen sollten: ohne Dschingis hätten die Sultane von Ikonium die Bulgaren vielleicht schon im dreizehnten Jahrhunderte dem Reich von Constantinopel ein Ende gemacht, und ohne Timur hätte es Bajazeth am Ende des vierzehnten gethan. Dschingis Urenkel, Batuchan, woll-

te 1235 die Eroberung der Stadt unternehmen, als der Tod ihn übereilte. Timur hatte schon den ganzen Orient sich unterworfen, Bagdad, Aleppo, Damaskus erobert, als er auch Natolien anfiel, sey es, daß ihn die bedrängten Griechen, oder allein seine Eroberungswünsche reizten. Bajazeth hob 1401 die Belagerung von Constantinopel auf und zwischen Ancyra und Cäsarea kam es zwischen ihm und Timur zur Schlacht der Entscheidung. Die Schriftsteller geben die Stärke der einander bekämpfenden Heere auf eine Million, zweihunderttausend Krieger an. Der tapfere Bajazeth fiel dem großen Sieger lebendig in die Hände: Musa, sein Sohn, hatte dasselbe Schicksal, und Mustapha, sein Erstgeborner, blieb im Kam-

pfe. Hätte der fürchterliche Timur eine Flotte gehabt, so würden die europäischen Türken sammt Constantinopel in seine Gewalt gekommen seyn; so hemmte ihn, den keine menschliche Gewalt hemmen konnte, der schmale Bosporus, und er begnügte sich, von Solyman, Bajazeths Sohn zu Adrianopel, und von Constantinopels Kaiser Tribut zu empfangen.

Vier Söhne Bajazeths führten unter sich bürgerliche Kriege: ihr Gebiet war auf Europa eingeschränkt, und die Griechen besassen noch die Inseln, Morea, und manche Theile des übrigen Griechenlands. Völker des Westen, warum eiltet ihr nicht, in ihrer Schwäche sie zu überfallen? Wünschtet ihr, sie sollten Rom bedrohn, Otranto einnehmen und Wien

belagern? — Weil der heilige Geist nicht in Constantinopel von Vater und Sohn ausging, fiel es euch nicht ein, daß die Griechen Christen waren, daß es eure Selbsterhaltung verlangte, die Asiaten nicht über Europa herrschen zu lassen! O Völker des Westen! Wie seyd ihr so unverständig!

Der günstige Zeitpunct verstrich und das zertheilte Reich der Türken vereinigte sich wieder unter Amurath II., dem größten Fürsten, den die Türken gehabt haben, der zweimal den Scepter niederlegte, um nach großen Siegen die Ruhe des Privatlebens zu geniessen, und zweimal auf Bitte des Volks und seines Sohnes ihn wiedernahm, um neue Siege zu erfechten, der mit den Christen Frieden

schloß und sie bei Warna für ihre Eidbrüchigkeit und Schwäche züchtigte, der Held war, ohne Grausamkeit, Politiker ohne List, Sieger durch Kühnheit und Einsicht, Regent als der weiseste seines Volkes. Er unternahm, anfgereizt durch die Griechen selbst, die einen falschen Mustapha, als den ältesten Sohn Bajazeths, welcher in der Schlacht mit Timur geblieben war, unterstützten, im J. 1422 die Belagerung von Constantinopel mit 200,000 Mann. Allein eine Empörung rief ihn nach Prusa in Bithynien und er begnügte sich, von den Griechen Tribut zu empfangen.

Seinem Sohne, Mahomet II. war es aufbehalten, die alte Hauptstadt zum Mittelpunct seines weiten Reiches zu machen und da zu thronen, wo jetzt gegen

ihn gebetet wurde. In Constantinopel regierte jetzt Constantin Paláologus, nach einer Reihe von Unwürdigen der erste, der ein besseres Schicksal verdient hätte. Noch im letzten Augenblicke ihrer Herrschaft bewiesen jedoch die Griechen, wie unwürdig sie zu herrschen waren. Bedurfte je ein Reich Einigkeit, so war es das ihre: auch vereint war es nur allzu schwach und sie theilten es. Constantin hatte zwei Brüder, Demetrius und Thomas. Die Elenden konnten sich selbst über ihr Vaterland nicht vergessen, machten ihrem ältesten Bruder die Kaiserwürde streitig; und da die Entscheidung der Türken sie ihm ertheilte, behielten sie Morea für sich. So schwächten sie sich selber im entscheidenden Augenblicke.

Die Lateiner sollten helfen, sie, die sich selbst nicht helfen konnten. Die Genueser, im Besitz von Pera, waren Verräther, sie bildeten sich mit ächt kaufmännischem Unverstand ein, sich beim Sieger beliebt zu machen, und ihre Unabhängigkeit zu erhalten, wenn sie ihn begünstigten.

Mahomed rüstete sich ganz offenbar, seinen Versprechungen entgegen, zur Belagerung der Hauptstadt. Er fing Hader an mit den Griechen, die so gern, im Gefühl ihrer Ohnmacht, auch den Schatten einer Feindseligkeit gegen die Türken vermieden hätten, indem er dicht bei Constantinopel am Bosporus eine Festung baute. Auf seinen Befehl goß ein un-

garscher Stückgiesser, ein Christ, eine ungeheure Kanone, die eine steinerne Kugel von sechshundert Pfund schoß, um damit in die starken Mauern der Hauptstadt Bresche zu schiessen. Endlich am sechsten April 1453 lagerte er sich vor Constantinopel mit 250,000 Mann. Sein Zelt stand dem Romanusthor am nächsten.

Constantin bewaffnete alles, was in der Hauptstadt im Stande war, die Waffen zu führen, und brachte dennoch nicht mehr als 4970 Mann zusammen. Dazu stiessen noch 2000 Mann unter Anführung des Genuesers Guistiniani, und alle Schiffe im Hafen mit ihrer Bemannung. So sollten 8000 Mann eine ungeheure Stadt gegen die vereinte Kraft des ganzen türkischen Reichs vertheidigen. Des Kaisers

Brüder und die Fürsten der Inseln im Archipelagus blieben neutral.

Der edle Constantin hatte gelobt, seine Stadt zu vertheidigen bis zum Tode, und er hielt Wort. Im Anfange machte er, trotz der kleinen Zahl seiner Truppen, Ausfälle, die dem Feinde zwar Menschen kosteten, aber auch den seinigen, und er hatte Ursache, sie zu schonen. Die Munition nahm sehr ab; die Mauern waren so wenig fest, daß die Griechen sich nicht getrauen konnten, Kanonen darauf zu führen. Die Türken hatten Ueberfluß an allem; sie nahten sich dem Hauptgraben, und da sie wegen des felsigen Bodens keine Minen treiben konnten, so verfuhren sie nach der alten Weise der Römer: sie erbauten einen hölzernen Thurm, mit Fel-

len belegt, den sie in den Graben stellten, und von welchem aus sie auf die Wälle gelangen konnten. Ein Thurm der Mauer nahe am Thore stürzte um und an mehreren Stellen war Bresche geschossen. Die Nacht hinderte die Belagerer, zu stürmen, und sie erstaunten nicht wenig, wie sie am andern Morgen den Thurm wieder hergestellt, ihren hölzernen verbrannt und den Graben geräumt fanden. Verzweiflungsstark hatten die Griechen in einer Nacht dieß alles vollendet.

Fünf Schiffe, vier genuesische und ein griechisches, näherten sich dem Eingange des Bosporus, den dreihundert türkische Fahrzeuge, in einem Halbmond von Europa bis Asien aufgestellt, blockirten. Ausser 16 Galeeren hatten die Türken lau=

ter offne Böte und ihre Matrosen waren ungeschickt; die Genueser und Griechen geübt und ihre Schiffe fest. Fürchterlich wirkte ihr Geschütz auf die Türken: Mahomed ritt bis in die Fluth, rief den Seinigen zu, munterte sie zu drei verschiednen Angriffen auf; Türken und Griechen bedeckten alle Puncte des Ufers und mit leidenschaftlicher Theilnahme schauten sie, eins des andern Verderben wünschend, dem Ausgange zu. Die Christen siegten, und die türkischen Geschwader entflohn. Im Triumph segelten die christlichen Schiffe in den Hafen, dessen Kette geöffnet ward.

Mahomed hielt die Eroberung so lange für unmöglich, als er nicht Meister des Meeres sey. Der seichteste Theil des Hafens geht tiefer landeinwärts, als die

Stadt, bis dahin, wo der kleine Fluß Cykus sich in denselben ergießt: Mahomed beschloß, hier hinauf in dieß flache Gewässer, wohin die schwereren griechischen Schiffe nicht gelangen konnten, leichte Fahrzeuge zu bringen. Zu dem Ende ließ er hinter den Hügeln von Pera und Galata, an der Nordseite des Hafens hinweg, eine Strecke von mehreren Meilen, glatte Bohlen vom Bosporus an bis an diesen hintersten Theil des Hafens legen, diese Bohlen mit Fett schlüpfrig machen, und in einer Nacht achtzig leichte Galeeren und Brigantinen auf Walzen längst dieser Bahn fortbringen. Dann wurde ein steinernes Bollwerk quer durch den Hafen geführt und mit Kanonen besetzt. Vergebens suchten die Griechen das noch unvol-

lendete Werk zu zerstören: ihre Schiffe waren dem türkischen Geschütz ausgesetzt und sanken. Die Genueser hätten jenen unerhörten Transport der Flottille leicht verhindern können, aber sie wollten nicht, um sich Gnade beim Sultan auszuwirken. Die Elenden begriffen nicht, daß mannhafter Widerstand die Achtung des tapfern Feindes erzwingt, aber Verrath den Verräther auch beiden verächtlich macht, der davon Vortheil zieht.

Endlich brach der neun und zwanzigste Mai an, den Mahomed zum letzten, entscheidenden Sturm bestimmt hatte. Dem Krieger, der zuerst die feindliche Mauer ersteigen würde, versprach er das beßte Gouvernement seines Reichs: die Derwische verkündigten den Siegern und denen,

die fallen sollten, die ewigen Freuden des Paradieses. Mit fröhlichem Enthusiasmus drangen die Schaaren heran.

Constantin versammelte um sich die Edelsten seines Volkes in die Sophienkirche, söhnte sich aus mit denen, die er beleidigt hatte, und nahm das Sacrament. So dem Tode geweiht stieg er zu Pferde, besuchte alle Posten und vollzog seine Feldherrenpflicht entschlossen und ruhig. Roms leztes Reich sollte seiner ehemaligen Größe würdig fallen, darum rief das Schicksal einen Helden auf den Thron, der nicht eher als mit ihm niederstürzen sollte.

Die leichten Truppen der Türken drangen in unordentlichen Haufen heran, und die Mordarbeit ermüdete die Griechen. Endlich nahete sich der Kern der ottoma-

nischen Truppen, die Janitscharen; fürchterlich ward das Getümmel. Giustiniani wurde leicht verwundet und verließ das Gefecht. „Wohin? rief ihm Constantin zu: eure Wunde ist unbedeutend und eure Gegenwart sehr nöthig.“ „Ich gehe den Weg, antwortete der Genueser, den Gott den Türken eröffnet hat“ und so begab er sich durch die Bresche der innern Mauer, um in Schande zu enden. Im Romanusthor, im schrecklichen Gedränge, focht der Kaiser mit abgelegtem Purpur, immer noch die Seinigen anfeuernd. Ha, braver Krieger! eins ist dir gewiß — wenn nicht der Sieg, doch ein rühmlicher Tod. „Soll ich nicht von der Hand eines Christen sterben!“ rief er aus. Niemand weiß, von wessen Hand er starb; er fiel

im Gedränge. Der Widerstand hörte auf.

Die erste Unordnungen, die der stürmende Sieger in der Hauptstadt beging, konnten freilich nicht verhütet werden: dahin gehört die Ermordung und Mißhandlung eines Haufens Griechen, die sich in ihrer frommen Dummheit in die Sophienkirche begeben hatten, wo sie ein Engel vom Himmel ihrer Einbildung nach schützen sollte. Ausserdem ist nicht zu läugnen, daß Mahomed die Stadt sehr gnädig behandelte: sogar zu einer Capitulation mit den vornehmsten Griechen, die übrig waren, ließ er sich herab, und noch heute gehört ihnen Kraft derselben der Kanal. Um acht Uhr Abends ritt er in die eroberte Stadt ein, ließ die So-

phienkirche mit Rosenwasser waschen und weihn, und bald verrichtete er in derselben, seiner ersten Moschee, sein Dankgebet. Was hatte entfliehen können, war entflohn, besonders Genueser und Venetianer. Die Beute, die man noch fand, ward auf zwölf Millionen Thaler geschätzt.

So wie der Sultan in die Stadt gekommen war, hörte alles unordentliche Morden und Plündern auf, und seine erste Sorge war, den Leichnam des gefallenen Kaisers zu finden: man erkannte ihn an den Adlern, mit denen seine Schuhe gestickt waren. Ein des Helden würdiges Begräbniß ehrte ihn und den Sieger.

Mahomed verjagte die Priester von der Landspitze, welche sich nach Osten hin zugleich in den Bosporus, den Hafen und

das Mar di Marmora erstreckt, und legte dort sein Serail an. Als er in den öden Pallast der Cäsarn trat, sprach er die Worte eines persischen Liedes:

Die Spinne webt ihr Netz im Haus
des Königs;
Die Eule klagt am Abend auf Afrasjas
Thürmen.

Wichtige litterarische Notitzen.

I. Neue Grundlegung der Staatswirthschaftskunst durch Prüfung und Berichtigung ihrer Hauptbegriffe von Gut, Werth, Preis, Geld und Volksvermögen, mit ununterbrochener Hinsicht auf die bisherigen Systeme —

von

G. Hufeland

K. B. Hof- und Justizrath in Landshuth.

1r Band 26 Bogen stark gr. 8.

2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr.

Dieses wahrhaft classische Werk ist eine merkwürdige Erscheinung in unserer Litteratur. Die vielseitigste Gelehrsamkeit und die seltensten Kenntnisse vereinigen sich hier zu den folgereichsten Resultaten sowohl für Politik als für Handlung — jede Seite

hat reiche eigenthümliche Schätze voll wichtiger Erfahrungen und neuer umfassender Ansichten für das Gebiet dieser Wissenschaft, und das Ganze scheint sich zu einer Ehrenkrone zu formen, um die Verdienste und rastlosen Anstrengungen seines eben so gelehrten als bescheidenen Verfassers auf eine würdige Art zu belohnen. — Die instructive, und auch als Bruchstück höchst interessante Einleitung, welche dieser würdige Veteran unserer Litteratur seinem Werke voranschickte, mag hier als eine vorläufige Probe stehn:—

Seit anderthalb Jahrhunderten etwa haben Regierungen und Gelehrte sich bemüht, an der Staatswirthschaft theoretisch und praktisch zu bessern; und jede versuchte Hauptverbesserung gieng immer, der Natur gemäß, die diese Wissenschaft mit andern gemein hat, von einer neuen Grundvorstellung aus. Fast kann man

sagen: die rein und entschieden ausgesprochene Aufstellung und durchgängige Einführung des kaufmännischen (mercantilischen, commercialischen) Systems habe das Signal zu allen spätern Versuchen gegeben. Dieses System, von wahrem Wohlwollen des berühmten, für seine Mitbürger unermüdet thätigen, Colbert's in Wirksamkeit gesetzt *), und nachher fast

*) Durch den Tarif von 1667 legte er sehr starke Abgaben auf viele auswärtige Manufacturproducte. Holland verlangte deren Herabsetzung; man schlug sie ab, und 1671 verboten die Holländer die Einfuhr der französischen Weine, Brantweine und Manufacturwaaren. Hieraus entstand ein sechsjähriger Krieg. Im Nymweger Frieden setzte man einige Abgaben zu Gunsten Hollands herab, und dieses hob sein Verbot auf. Aber um dieselbe Zeit fiengen Frankreich und England ihr gegenseitiges Unterdrückungssystem an, diesen Zustand

in allen Staaten nachgeahmt, ist indessen doch so wenig mit glücklichem Erfolg gekrönt worden, daß man es ohne Uebertreibung die schrecklichste Geißel des achtzehnten Jahrhunderts nennen kann. Es gieng von der täuschenden Voraussetzung aus: Geld allein sey Reichthum; folgerte hieraus, daß also davon, soviel nur immer möglich wäre, ins Land gezogen, und dann alles im Lande erhalten werden müßte; schränkte deshalb die Einfuhr von Gütern, wofür man ja Geld weggeben müßte, ein; begünstigte auf alle Weise

des Handlungskrieges, der seit der Zeit nie aufgehört hat. 1697 verbot England die Einfuhr der Flandrischen Spitzen; Spanien antwortete durch ein Verbot der englischen Wollenwaaren. Drey Jahre nachher hob England sein Verbot, und Spanien dann das seinige auf. Aber von nun an verliert man jenen Gesichtspunkt nicht mehr, sondern es traten noch immer mehre Staaten in denselben.

die Ausfuhr, für die man ja eben dem Anschein nach immer Geld erhielt, und als Folge vor allen übrigen diejenigen Gewerbe, welche für die Ausfuhr am meisten zu arbeiten schienen, überhaupt also die städtischen Gewerbe vor den ländlichen, folglich die Manufacturen und den Handel, besonders den auswärtigen; denn selbst der innere Handel, der doch immer nicht Geld in den Staat hineinbrachte, ward durch dieses System nur als ein Mittel begünstigt, durch das man zum Ausfuhr- oder Zwischenhandel gelangen konnte *). Es ward dieses System zum Theil durch die Täuschung unterstützt, daß man sah, wie schnell sich oft überhaupt, und noch mehr gerade mit Beyhülfe dieses Systems, die Manufacturisten und Kaufleute ungemein bereicherten; und nun glaubte man, daß durch dieß schnelle Reichwerden einer Classe die ganze Nation an

*) Simonde II. p. 350.

Reichthum gewinne, ohne auch nur zu erwägen, ob nicht diese Bereicherung des einzelnen bloß durch ein Geben schon existirender Güter aus Hand in Hand, nicht aber durch Vermehrung derselben geschehe; und ohne die Vergleichung anzustellen, daß auch Günstlinge des Hofes, ungerechte Staatsbeamte und Spieler sich nicht weniger schnell und doch ohne allen Vortheil für die Nation bereichern *).

Aus jener Theorie, die nur gar zu dreist und uneingeschränkt ins Werk gesetzt ward, ging hervor die Erschwerung des Handelsverkehrs der eigenen Nation mit fremden, die Hintansetzung aller übrigen Classen der Nation gegen die Classe der Reichen, der Capitalisten (der Kaufleute und Manufacturisten und derer, die ihren erzwungenen Gewinn mit ihnen theilen), die Unterdrückung der Colonien mit der ganzen jetzigen Colonialverwaltung; die

*) Simonde II, p. 109.

Meynung: der Vortheil des Staats bestehe darin, alle seine Nachbarn arm zu machen; die Beneidung des Wohlstandes aller Nationen, mit denen ein Staat Handel treibt, weil man ihren Gewinn als eigenen Verlust anrechnete; das Streben nach Begünstigungen im äußern Handel durch Ausschließung und Einschränkung anderer; die Schließung darauf zielender Handelsverträge. Aus dem allen erzeugten sich denn im letzten Jahrhundert beynahe allein die Empörungen der unterdrückten Colonien oder Provinzen, die Befeindungen der Staaten, die alle einander nach diesem System beurtheilten und behandelten und fast alle Kriege der neuern Zeit. Man kann kaum den Revolutionskrieg, am wenigsten den Zweig desselben, zwischen Frankreich und England — den beiden Staaten, die jenes System wohl in seinem größten Umfange geltend machten, — davon ausnehmen,

und der jetzt von neuem ausgebrochene, und vielleicht mit unberechenbarem Verderben schwangere hat zu seiner letzten Quelle nur dieses unselige System *).

*) Von diesem Systeme gilt Fontaine's Vers:

- - - Il cherche
Son bien premierement et puis le mal d'autrui.

Bey diesen so ziemlich allgemein befolgten Grundsätzen ist die Erinnerung eines Nordamericanischen Repräsentanten an Simonde begreiflich genug: „Wenn ich sehe, daß eine Regierung in Europa in einer öffentlichen Erklärung oder in dem Eingange eines Edicts ankündigt, sie wolle den Handel begünstigen, den Kunstfleiß wecken, und die Manufacturen beleben; so zittere ich für die Unterthanen dieser Regierung; meine Furcht wird fast immer bestätigt; indem eure Oberhäupter euch zu beschützen glauben, so haben sie fast immer die öffentliche Freyheit gefährdet, und das Volksvermögen verschwendet.“ Simonde I. p. 330. II. p. 445.

Merkwürdig und ergötzend ist es nun ferner zu verfolgen, wie in allen folgenden Zeiten immer jedes spätere System dieser Wissenschaft aus der Aufdeckung der Fehler des früheren herausgegangen ist. — Anfangs wurde jenes Handelssystem bloß mehr verfeinert und ausgeschmückt. Man kann selbst von Locke, Hume u. a. höchstens sagen, daß sie das Geld nur um die Hälfte seines bisherigen Ansehens zu bringen trachteten, wenn sie die Repräsentation aller übrigen Güter und Geld behaupteten; und der gepriesene Steuart hat doch alle seine Betrachtungen *)

*) Mit Vorbedacht und Besonnenheit nenne ich Steuart's Werk (Inquiry into the principles of political oeconomy II. vol. Lond. 1767. 4. — übers. Hamb. 1769 — 1772. neue Ausgabe mit wenig bedeutenden Zusätzen in: The works political, metaphysical and chronological of the late Sir James Steuart of Coltness Bart. Now first collected by General Sir J. Steu-

wieder nur aus dem alten Gedanken: Geld allein sey Reichthum, entwickelt,

art his son, from his fathers corrected copies, to which are subjoined Anecdotes of the Author. In six vol. London 1805. 8. — bloße Betrachtungen, wenn auch so viele andere von seinem meisterhaften System sprechen. Gleich dieß ist ein Beweis der sonderbaren Beobachtung, die ich über die Literatur dieser Wissenschaft so häufig gemacht habe, und wovon ich noch manches Beyspiel anführen werde, daß die Schriftsteller in derselben ihre Vorgänger so wenig gelesen und studiert haben, (was sich bey Steuart auch schon daraus ergiebt, daß ich manche seiner eigenthümlichsten und selbst seiner bessern Ideen fast nirgends benutzt gefunden habe). Wer Steuart gelesen hat, kann unmöglich von einem System desselben sprechen. Er behandelt vielmehr seine Gegenstände: Bevölkerung, Ackerbau, Handel, Geld, Credit ꝛc. aus ganz verschiedenen, von einander unabhängigen, Gesichtspunkten, bemerkt es oft selbst, daß die Re-

wenn gleich durch Nebenrücksichten berei-
chert und gemildert.

sultate in einzelnen Capiteln den in andern vorgetragenen widersprechen, und hilft sich am Ende immer damit, daß es dem Talente und den Einsichten des Staatsmanns überlassen bleiben müsse, diesen Widerspruch zu vereinigen und auszugleichen. — Auch ist der Schriftstellerische Vortrag mit Smith's leichter, gleichförmig fortschreitender und eben dadurch weit systematischerer Entwickelung gar nicht in eine Reihe zu setzen. Steuart schreibt viel schwerfälliger, ist voll Wiederholungen und gehäufter Terminologien, und läßt sich dann doch zuweilen zu einer Art leerer Declamationen verführen, worüber ich bloß den Eingang des vierten Buchs als Beyspiel nennen will. Dabey will ich das tiefere Eindringen Steuart's in einzelne Untersuchungen, die größere Summe eigener Beobachtungen, die größere Fülle des Details, in denen sein Werk dem Smithischen gewiß überlegen ist, und sein großes Verdienst um die Lehre vom Geld durch-

Die ersten, die das Handelssystem öffentlich und mit Nachdruck angriffen, wa-

aus nicht herabsetzen. Besonders hat noch neuerlich auf einige jener Eigenheiten Steuart's auch ein Recensent der neuern Ausgabe in den Gött. Zeitungen (1806. St. 8. 9.) aufmerksam gemacht, in dem man einen sehr achtungswerthen Geschäftsmann nicht verkennen kann, der dennoch Muße genug findet, durch eine große Reihe bedeutender Kritiken sich in dem Besitz einer vorzüglichen Stimme im literarischen Publicum, die ihm gewiß gebührt, zu erhalten. Mit Recht hat er „seine natürliche Disposition zum Nachdenken über seine Beobachtungen, zur philosophischen Analyse, ohne welche alle Beobachtung zum wissenschaftlichen Gebrauche nichts nütze, sein — in sofern es mit Beobachtungsgeist verbunden war — seltenes eminentes Talent der Abstraction“ hervorgehoben, und seine Dunkelheit und Schwerfälligkeit aus der zufälligen allmählichen Entstehung des Werks zu erklären gesucht. — Ob er aber darin Recht habe, daß

ren die französischen Oekonomisten oder Physiokraten. Sie stürzten den theoretischen Götzendienst des Geldes, leiteten allen Reichthum von Naturerzeugnissen ab, und behaupteten, in allen Gütern sey kein anderer Werth, als der, welcher von den in sie verwandelten Producten der Natur herkomme. Aus dieser Prämisse spannen sie ein ganz neues System der Staatsverwaltung, und bald, besonders da die Revolution so manche Bande lüftete, auch ein System der Staatsverfassung heraus. Manche von ihnen aufgedeckten Irrthümer waren so unwidersprechlich zerstört, und die Humanität mancher ihrer Lehren, die gegen das von ihnen bestrittene menschenfeindliche System sehr abstachen, zog

Steuart's Staatsmann, an den dieser so vieles verweist, eine Idee, oft die Natur der Dinge sey, die ohnehin wirke; dieß ist, wenigstens für mich nach meinem Studium dieses Buches, nicht überzeugend.

die Herzen so an sich, daß die Aufmerksamkeit von ganz Europa sich darauf eine Zeitlang richtete. Bald aber entfernte die auffallende Irrigkeit einiger Theile ihrer neuen Theorie, und das Verunglücken von praktischen Versuchen, die ihr System veranlaßte, die Gemüther von ihnen.

Noch siegender als sie bestritt der mit Recht gerühmte, aber noch gar wenig befolgte, Smith *) den Grundirthum des kaufmännischen Systems, und deckte eben so unwidersprechlich einige Irrthümer des ökonomistischen auf; er fand leicht, daß man den Gütern sehr oft einen Werth zugestehen müsse, der sich von den durch Verarbeitung und durch Aufzehrung während der Arbeit in sie verwandelten Na-

*) Inquiry into the nature and causes of the wealth of nations. Lond. 1776. — 6th Edit. 1791. III. Vol. 8. übers. Leipz. 1776. — von Garve und Dörrien. Bresl. 1794. 2 Ausg. 1799. III. B. 8.

turerzeugnissen nicht ableiten lasse; er suchte einen andern Grund des Werths der Güter und des Reichthums, glaubte, ihn zuletzt in der Arbeit finden zu müssen, und setzte dieß in einem Werke auseinander, dessen Composition ihm allein schon einen dauernden Nachruhm sichert *). Seine

*) Seine Kunst, aus dem Einzelnen zu allgemeineren Regeln und Rücksichten hinauf zu steigen, und diese doch immer wieder auf Erfahrung zu stützen, und mit ihr in Harmonie zu setzen, ist eben so bewundernswürdig als die überdachte Anordnung seiner ganzen Entwickelung, die nur zuweilen durch viele eingeschobene Untersuchungen dem Auge entrückt wird, und die daraus herfliessende, sanft, still und einfach fortlaufende Folge seiner Entwickelungen. Die Klage über die Schwierigkeit, ihn zu verstehen, ist höchst ungerecht. Einigermaßen wird er wohl, besonders durch sein Streben nach Deutlichkeit selbst, zuweilen etwas verwickelt; aber einem Leser, der einigermaßen

Folgerungen versprachen die herrlichsten Wirkungen für die Menschheit; und es

an eine fortgesetzte Entfaltung von Ansichten gewöhnt ist, und das Buch nicht etwa, wie vielleicht manche Geschäftsmänner, bloß zum Nachschlagen brauchen will, wird das ordentliche Verfolgen seines Ganges nicht schwer seyn. Daß Smith wegen seiner von mir hoffentlich hinreichend zu erweisenden Einseitigkeit nicht durchaus befriedigen kann, muß in die Augen fallen, wenn gleich dieß erst aus einem ganz andern Gesichtspunkte hervorgeht, als die bisherigen Tadler hatten, die gewiß auch in einseitigen Ansichten befangen waren. Aber wie man ihm mit dem Grafen v. Soden (Th. I. Vorr. S. IV.) logische Ordnung, — einen systematischen Plan u. dgl. absprechen könne, gestehe ich, nicht begreifen zu können. Scheint aber dieser doch auch (S. VII.) anzudeuten, daß durch Smith's Ansicht die Nationen in einen feindlichen Zustand versetzt würden, gegen den niemand so sehr als Smith eifert, und mit

bleibt sehr tröstlich, daß dieser Theil sei- ner Forschungen wohl unumstößlich blei-

unbesiegbaren Gründen kämpft, wenn man sie nur gehörig versteht. Aber offenbar hat Soden ihn nicht hinlänglich studirt; denn um nur ganz auffallende Beyspiele zu geben; so hat er Smith's Behauptung, daß der Zinsfuß Einfluß auf den Werth der Landgüter habe — wie unten sich zeigen soll, ganz mißverstanden, und (I. S. 155.) gesagt, Smith gebe von der Theilung der Arbeit, in sofern sie Zeitgewinn befördere, nur einen Vortheil an, da dieser doch nicht bloß den, den Soden selbst anführt, sondern noch manche andre hinreichend entwickelt.

Man hat Smith oft den Vorwurf gemacht, er habe Steuart nicht genug genutzt; allein die Principien des ersten sind oft den des letzten so entgegengesetzt, daß es fast als eine Schonung von ihm erscheint, wenn er Steuart nicht offenbar widerlegt. Steuart's ewiges Eingreifen des Staatsmanns, (womit freylich oft zu seiner Ehre

ben wird, wenn sich auch die Begründung des Ganzen als einseitig darlegen sollte.

und zum Beweise seiner richtigen Ahnungen seine Abneigung gegen Einführung von Einschränkungen in der Staatswirthschaft — z. B. B. IV. p. I. ch. V. in fin. — contrastirt); seine Empfehlung des Activhandels vor dem Passivhandel, seine Behauptung, daß Reichthümer nur in den Ländern statt haben können, die Bergwerke oder auswärtigen Handel haben; seine hieraus folgende Erhebung des ausländischen Handels über den inländischen; sein Loben der Ausfuhrprämien; seine Maaßregel, daß keine natürlichen Producte des Landes unverarbeitet auszuführen seyen, daß der inländische Handel erst nach Eingehen des ausländischen zu befördern sey; seine Meynung, daß durch inländischen Handel sich der Reichthum nicht vermehre, sondern unverändert bleibe, — fließen alle aus dem mit Smith's System durchaus unvereinbarlichen Grundirrthum, daß Geld nur Reichthum sey (B. II. ch. XXVI. T. I. p. 359.

In der That darf man dreist behaupten, daß Smith, wenn er durchaus folgerecht geblieben wäre, doch zuletzt auf die Vorstellung der Physiokraten hätte zurückkommen müssen; und eben diese einseitige Wahrheit des Systems der letzten erklärt die gänzliche Verwerfung desselben durch einen Theil, und die unabänderliche Anhänglichkeit eines andern Theiles der Gelehrten daran.

Man hatte Smith lange gepriesen, aber gewiß nicht viel gelesen. Erst in der Revolution leitete sich die Aufmerksamkeit der Franzosen mehr darauf. Man brachte

u. a.), womit freylich andere Aeußerungen desselben (B. II. ch. XXIV. besonders a. E.) nicht gut zusammenstimmen; darum hätte er aber vorher nicht so alles allein darauf beziehen sollen, und die letzte Bemerkung noch allgemeiner fassen müssen.

eine alte Uebersetzung davon *) wieder in Gang, übersetzte und commentirte ihn neu **), wollte seine Grundsätze befolgen und weiter ausführen. Allein theils können auch jetzt noch, wie es scheint, die meisten Franzosen sich nirgends weniger von einer eingebildet nothwendigen Metaphysik losmachen, als in allen politischen Untersuchungen; sie überhäufen die Wissenschaft und die Leser mit Abstractionen, Terminologien, Allegorien, mathematischen Formeln ꝛc., die oft zu nichts führen, oft Zweydeutigkeiten und falsche Folgerungen bey dem Leser und bey ihnen selbst veranlassen ***): theils scheint das ökonomistische System so sehr Nationalsy-

*) von Blavel.

**) der Redacteur war Roucher.

***) Selbst von N. E. Canard's zum Theil auf Smith's Grundsätze gebauten Preisschrift (Principes d'Economie politique Par. an. X. 1801. 8.) muß man dieß sagen.

stem zu seyn, daß selbst die neuern Anhänger von Smith es fast wie eins mit dem seinigen behandeln, oder beide zu amalgamiren streben *).

Ungezweifelt ist unter allen französischen

*) Wie dieses der sonst wahrhaft verdiente neueste Uebersetzer von Smith — Germain Garnier thut, dessen Arbeit Par. an. X. 1802. V Tomes 8.) außer der Genauigkeit der Uebersetzung sich noch durch eine Menge lehrreicher Zusätze auszeichnet. — Freylich noch weit auffallender ist das Vorhaben eines französischen Ingenieurs J. Dutens (Analyse raisonnée des principes fondamenteaux de l'Economie politique. Paris an XII. 1804. gr. 8.), der aus Smith's Grundlehren von den Elementen und der Entstehung des Nationalreichthums die wesentlichsten Lehren des Mercantilsystems, das eben Smith besonders stürzen wollte, als Leitung des Handels durch den Staat, Erhaltung der Handelsbilanz, Commerzverträge, Zünfte ꝛc. ableitet. Indessen kenne ich dieß Buch nur durch Auszüge.

Anhängern von Smith bey weitem der lobenswürdigste Say. Sein Werk *) ist nicht bloß eine genaue, zum Theil eigene, Entwickelung der Ansichten von Smith, sondern er ist dabey häufig in eine recht lehrreiche Erörterung einzelner Punkte tiefer hinein gegangen, als Smith, und hat auch manches neue im Detail hinzugefügt. Nur die doch nicht selten von ihm zugelassene oder angerathene Einmischung der Regierung wäre wohl von Smith nicht leicht gebilligt worden.

In Deutschland ist Smith oft genannt; aber nur erst die Literatur der allerletzten Jahre enthält deutliche Beweise, daß man ihn gelesen und ganz verstanden habe. Bis dahin ist mir kaum ein deut-

*) Traité d'Economie politique ou simple exposition de la maniere dont se forment, se distribuent et se consomment les richesses par Jean Bapt. Say. Paris an XI. 1803. Zwey sehr starke Octavbände.

scher Schriftsteller bekannt, bey dem ich ein genaueres Studium des ganzen Smithischen Systems voraussetzen könnte. Bald nach der Erscheinung des Smithischen Werks schrieb Büsch *). Er hatte man=

*) Abhandlung von dem Geldumlauf in anhaltender Rücksicht auf die Staatswirthschaft und Handlung, I. II. Thl. Hamb. 1780. (auch unter dem Titel: Schriften über Staatswirthschaft und Handlung I. II. Theil) zweyte vermehrte und verbesserte Auflage. Hamb. u. Kiel 1800. 8. — Viele Deutsche nannten dieß Buch classisch. Man muß allerdings die unermüdliche Aufmerksamkeit des würdigen Verfassers auf alles, was im Handel= Geld= und Wechselwesen um ihn vorgieng, und das reiche Detail, das er als eine Folge derselben lieferte, mit großem Dank erkennen; aber wie man der allgemeinen Ansicht seines gänzlich unhaltbaren Systems auch nur einigen Werth beylegen konnte, ist wohl nur aus der Kindheit, in der sich damals noch die Staats=

ches von Steuart, aber auch hier nicht alles, benutzt, sprach in seiner ersten Ausgabe von Smith, gestand aber doch bey der zweyten, dessen Buch vor jener ersten nicht hinlänglich gelesen zu haben, und gab denn wieder in dieser zweyten neue Beweise, daß er bloß darin geblättert, hingegen es nie ganz gelesen haben konnte. Nur etwa Schmalz, der indessen in der Hauptsache Physiokrat geblieben ist, hat einige schöne Beweise seiner Bekanntschaft mit der Smithischen Schrift gegeben.

Die Periode eines allgemeinen Studiums derselben durch mehre deutsche Schriftsteller glaube ich nicht früher als von der Erscheinung des Auszugs von Sartorius *) anfangen zu können.

wirthschaft in Deutschland befand, erklärbar.

*) G. Sartorius Handbuch der Staatswirthschaft zum Gebrauch bey akad. Vorlesungen nach Ad. Smith's Grund-

Nach diesem haben freylich die Herren Voß *), Lüder **), Jakob ***), Christian von Schlözer †) u. a. ihre Bekanntschaft mit jenen scharfsinnigen Untersuchungen theils durch gute Benutzung, theils selbst durch neue Erläute-

sätzen. Berl. 1796. 8. eine sehr veränderte Auflage unter dem Titel: Von den Elementen des Nat. Reichthums und von der Staatswirthschaft nach Smith. Gött. 1806. 8. 2te Aufl.

*) Handbuch der Staatswisseuschaft Th. III.

**) Ueber Nationalindustrie und Staatswirthschaft nach Adam Smith bearbeitet von Aug. Ferd. Lüder. Berl. 1800. ff. III. Th. 8.

***) Grundsätze der National-Oekonomie oder National-Wirthschaftslehre von Ludw. Heinr. Jakob. Halle 1805. 8.

†) Anfangsgründe der Staatswirthschaft oder die Lehre vom Nationalreichthum. Rig. 1805. I. B. 8.

rungen derselben hinreichend dargelegt. Vorzüglich Hn. Lüder dankt man nicht bloß viele sehr belehrende Erläuterungen, sondern auch häufige Berichtigungen der Smithischen Beyspiele, und überdieß noch eine sehr große Masse ganz neuer Belege und einige schätzbare Erweiterungen der ganzen Ansicht, und Hn. v. Schlözer mehre sinnreiche genauere Entwickelungen dessen, was andre nur andeuteten. — Uebrigens ist auch hier die merkwürdige Erscheinung eines wahrhaft scharfsinnigen Mannes nicht zu vergessen, der in einer kleinen Schrift *) das physiokratische System mit dem Smithischen in Verbindung gesetzt, und gegen viele ungegründete Vorwürfe siegreich vertheidigt hat **).

*) Fried. Carl Fulda über Nationaleinkommen. Ein Beytrag zu den neuesten Untersuchungen über die Staatswirthschaft. Stuttg. 1805. 8.

**) Von einigen andern Schriften, die nur

Meiner Ueberzeugung nach kann ich indessen in der ganzen bisherigen Literatur nur ein einziges Werk *) anführen, welches die Smithischen Entdeckungen durch sehr bedeutende neue Ideen weiter geführt hat: die Schrift eines Genfers Simonde **) zwar französisch, aber gewiß nicht im Geist und Ton der alten französischen Po-

hohle Worte ohne tiefe Bedeutung enthalten, die verschiedensten Ansichten von dem mercantilischen System, den Physiokraten, von Büsch, Fichte rc. unter einander werfen, und so nie ein klares, geschweige denn ein inhaltvolles, Resultat liefern können, schweige ich lieber ganz.

*) Es ist aber auch dieses, wie Garnier, Say, Voß, Lüder, Jakob, Fulda rc. mir erst während meiner Arbeit bekannt geworden.

**) De la richesse commerciale ou principes d'Economie politique, appliqués à la legislation du commerce, par J. C. L. Simonde. Geneve an XI. 1803. II. Tomes. 8.

litiker geschrieben; wie sich denn die wissenschaftliche Bildung der Genfer, dieses höchst merkwürdigen kleinen Völkchens, in ihrer Tendenz bis auf die neuesten Zeiten immer noch eigenthümlich auszeichnet.

Vielleicht gewinnt aber der Versuch einer neuen Begründung der Staatswirthschaft zu unsern Zeiten schon darum ein besonderes Interesse, weil nicht bloß eine solche Menge Schriftsteller für dieses eine System in dieser Wissenschaft aufgetreten sind, sondern selbst neben diesen auch ein paar, die sich geradezu als Bestreiter des Systems von Smith ankündigen, und bey denen das auffallend ist, daß sie ziemlich denselben Hauptgesichtspunkt haben, ohne daß wohl einer von des andern Arbeiten etwas wußte: ich meyne den Grafen Lauderdale *) und den Grafen So-

*) An inquiry into the nature and origin of public wealth and into the means and causes of its increase by the Earl of Lau-

den *). Es könnte leicht seyn, daß auch das Verhältniß, in dem diese beiden Schriftsteller mit ihren Behauptungen gegen Smith stehen, sich nur aus einem höhern Standpunkt, wie ich ihn aufgefunden zu haben glaube, übersehen lasse.

Denn ich gestehe es frey, daß ich eine durchaus veränderte Hauptansicht dieser Wissenschaft darzustellen vorhabe, unter der sich, wie mir scheint, vieles bisher schon behauptete fester begründen, und manche neue Lehre hervorgehen wird. Ohne diese Veränderung würde mir mein ganzes Vorhaben kaum der Mühe werth scheinen.

derdale. Edinburgh and London. 1804. Vol. I. 8.

*) Die Nazionalökonomie — Ein philosophischer Versuch über die Quellen des Nazionalreichthums und über die Mittel zu dessen Beförderung, von Julius Gr. v. Soden. I. B. Leipz. 1805. II. B. 1806. 8.

Ich will indessen gar nicht, daß man glaube, ich wolle lauter neues sagen. Vieles habe ich von andern benutzt und benuzzen müssen, und soviel immer möglich dieß nachgewiesen, selbst dann andere genannt, wenn auch ihre Angaben nur meine Aeußerungen veranlaßt hatten oder damit einigermaßen zusammentrafen. Aber unmöglich konnte ich bey jedem einzelnen, in meinen Gedankengang verwebten, Satz nachweisen, daß er da oder dort schon vorkomme oder angedeutet sey. Immer hoffe ich, Unpartheyische werden es mir zugestehen, es sey nicht alles, besonders nicht die Hauptansicht entlehnt: und wenn sie daneben noch überzeugt würden, daß selbst bekannte Behauptungen und Entwickelungen durch die Verbindung mit andern allgemeinen und von mir behaupteten zuweilen ein neues Licht erhalten hätten; so würde ich noch eine meiner angenehmsten Hoffnungen erfüllt sehen.

Hiebey darf man indessen noch viel weniger glauben, ich wolle diese so unendlich viel umfassende Wissenschaft erschöpfen. — Prüfung der Grundbegriffe und eine Grundlegung des Ganzen aus den berichtigten Grundbegriffen, ist das, worauf ich mich vorzüglich einschränken will. Die sämtlichen Folgen aufzuzählen, könnte nur jemand versprechen, der sich wenig mit dieser Wissenschaft beschäftigt hätte; ihrer sind so viele und sie sind so ungemein verschlungen, daß hier gar kein Ende abzusehen ist, und es wird immer neue Erfahrungen zu machen geben. Auch die darnach zu bestimmende Verfahrungsart kann wohl nur von denen mit Sicherheit angegeben werden, die mehr mit dem Detail umgegangen sind. Bloß auf einige Hauptlehren und auf einiges sich selbst anbietende Detail wird von mir Rücksicht genommen werden. Ich kann mich nicht enthalten, bey dieser Gelegenheit Si-

monde's schöne Stelle abzuschreiben, und auf mich anzuwenden, in welcher er sich selbst entschuldigt, daß er nichts mehr als die Handelspolitik bey seinem Buche zum Augenmerk genommen habe.

„Nichts," sagt er *) „erhebt den Menschen mehr in seinen Augen, als die Vergleichung der Ausdehnung der menschlichen Kenntnisse mit der Schwäche und den Grenzen der Geisteskräfte eines jeden Einzelnen. In dem ungeheuren Kreis der Wissenschaften, die der Mensch bearbeitet, nimt die Staatswirthschaftskunst, sogar die gesamte Staatskunst, nur einen kleinen Raum ein; und dennoch wenn ein einziger Mensch diesen Raum durchlaufen will, so wird er bald inne, wie eitel sein Unternehmen, und wie unzulänglich die ihm zu Gebot stehenden geringen Mittel seyen, um das, was unendlich ist, zu

*) Vorr. S. XVII.

umfassen. Aber wenn er so sein Leben mißt und seine Kräfte erwägt, und dann die Unmöglichkeit, alles zu erkennen, fühlt; so sieht er doch, sobald er nur seine Fähigkeiten prüft, zu gleicher Zeit wohl, daß sie geschaffen sind, alles aufzufassen und zu erkennen."

Vielleicht erwartet man auch eine große Menge neuer Thatsachen in diesem Buche. Man wird bey einiger Aufmerksamkeit finden, daß es auch an solchen nicht mangelt. Ich bin so glücklich gewesen, durch Beobachtung, besonders auf Reisen, und durch den Gebrauch einiger, weniger verbreiteten, Schriften einiges merkwürdige für das größere Publicum aufstellen zu können; aber bey weitem der größte Theil meiner Belege ist aus schon bekannten staatswirthschaftlichen Büchern genommen, und nur zu meinem Zweck bearbeitet.

Freylich sind gewiß Statistik und Ge=

schichte ganz vorzügliche Hülfsmittel für die Staatswirthschaftslehre; sie enthalten in ihren ungeheuren Schätzen Belege für die einzelnen Lehren derselben, und fodern sie gleichsam zur immerwährenden Beziehung und Anwendung auf. Aber — abgerechnet, daß so viele der durch sie verbreiteten Thatsachen ungewiß und unbestimmt sind; so sind doch alle solche Thatsachen nur dann etwas für die Staatswirthschaftslehre werth, wenn man sie in ihre Ursachen hinauf verfolgen und ihre Bestandtheile auflösen kann, weil es gar keinen andern Weg giebt, um sie mit den staatswirthschaftlichen Lehren in Verbindung zu setzen; und dieß allein ist hinreichend, allen nur zur Hälfte bekannten Thatsachen ihre Brauchbarkeit zur sichern Belehrung abzuleugnen, wenn gleich sie immer bey der Untersuchung und Anwendung als auflösende Probleme ihren großen Werth haben können. Wie wenig

ohnehin Zahlen und Maaße für sich und ohne die genaueste Kenntniß aller Nebenbeziehungen hier brauchbar sind, wird die Folge der Betrachtungen noch mehr ergeben.

Wenn ich mich nun aber bey allen diesen Untersuchungen auf die Staatswirthschaft einschränke; so will ich hiedurch wieder keinesweges alle Sorge und allen Zweck des Staates nur auf diese einzige Wirksamkeit begrenzen; ich will nicht einmal hier und durch diese Untersuchung im geringsten darüber entscheiden, ob denn dem Staate an Gütern, an Vermehrung derselben, an Erwerbung von Reichthum an sich gelegen seyn solle, ob er Privateigenthum oder Privatrecht zuzugestehen habe, oder ob er nicht, wie andere wollen, lieber alles dem öffentlichen Rechte aufopfern und in dieses verweben, — nicht lieber spartanische Armuth selbst suchen und

seinen Unterthanen gebieten solle. In der That kann auch wohl niemand weiter als ich davon entfernt seyn, Güter als das einzige Ziel der Wirksamkeit des Staats aufzustellen. Das alles mag aber jetzt dahin gestellt, vielleicht einer künftigen Untersuchung aufbewahrt bleiben. Für den gegenwärtigen Zweck mag es an der Voraussetzung eines Staates genügen, der Güter und Reichthum für sein Volk sucht, wie doch jetzt alle thun. Eine solche Voraussetzung reicht hin, um nun die Zweckmäßigkeit der Maaßregeln zu prüfen, die man zu diesem Zwecke nimt. Es schien mir unter andern höchst nöthig, ins Licht zu setzen, wie höchst schief und einseitig so viele Behauptungen und Maaßregeln, aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, erscheinen, die man bloß in staatswirthschaftlichen Zwecken vorbringt und befolgt, und die oft selbst diesen geradezu entgegen arbeiten.

Meine Absicht ist auch nicht, hier zu untersuchen, wie unter dieser oder jener Voraussetzung die Sache anders seyn könnte, sondern wie sie jetzt in der Lage unserer jetzigen Verhältnisse wirklich ist. Daher kann auch die Frage nicht davon seyn, was statt haben würde, wenn ein Staat geschlossen wäre. Laß es immer für unsere jetzige Untersuchungen dahin gestellt bleiben, ob es besser, oder auch, ob es allein rechtmäßig sey, einen Theil des Menschengeschlechts in einem geschlossenen Staat von allen andern zu isoliren, oder aber vielmehr alles zur Vereinigung des ganzen Menschengeschlechts zu leiten! Auf jeden Fall verfahren diejenigen noch consequenter, welche verlangen, daß der Staat geschlossen würde, als diejenigen, welche mit Steuart und vielen andern so politisiren, als ob wir jetzt nothwendig geschlossene Staaten hätten; — eine Grundlage ihrer Betrachtungen, welcher

sie doch bey jedem Schritte, ohne es zu wollen, wieder untreu werden müssen.

Ueberhaupt aber ist es befremdend, daß man die von einander ganz unabhängigen menschlichen Thätigkeiten in ihren Wirkungen und Sphären nicht mehr von einander sondert, daß man nicht erkennt, was für ein leeres und eitles Beginnen es ist, durch eine Sphäre die andere begrenzen wollen. So wenig Einschränkung durch Gewalt oder durch Rechtsbestimmungen die großen Reibungen und Umwälzungen in der speculativen, idealen und der dazu zu rechnenden religiösen Wirksamkeit je aufheben oder auch nur bedeutend schwächen wird; so gewiß man alle Bestrebungen der Regierungen, die hierauf gerichtet sind, als mißverstanden oder irre geleitet und völlig nichtig in ihren Wirkungen verlachen kann, indem diese göttlichere Region menschlicher Thätigkeit für sie zu hoch und unerreichbar liegt; —

eben so unzulänglich erscheinen auch alle Wirksamkeiten vermeintlich nothwendiger Rechtsordnung sowohl als einer alles sich untergeordnet dünkenden Gewalt, wodurch Gütererwerbung geleitet, gebessert und gemehrt werden soll. Ein großer Geist und ein großer Plan kann allenthalben sehr vieles, wenn eine Menge anderer Geister nach ganzen oder halben Ueberzeugungen — diese mögen entstehen, wie sie wollen — ihre Wirksamkeit an ihn anschließen, und ihm unterordnen. Er kann nichts bedeutendes und wird auf die Länge nie etwas großes und bleibendes wirken, wenn er — nicht mit Einem entgegengesetzten umfassenden Plan, sondern — mit tausend kleinen, ihn allenthalben umstrickenden Folgen und Wirksamkeiten, die die verschiedensten Quellen haben, zu kämpfen hat. Man bewundert am Menschen die Wirkungen großer Seelen, und ich bin am wenigsten geneigt, diesen Ge-

genstand der Bewunderung mit kleinlichen psychologischen Berechnungen zu schmälern oder zu etwas gemeinem herabzuziehen; — diese Heiligen müssen ihren vollen Glanz behalten, damit die Seele der Nachwelt sich an ihnen erhebe. Aber zur Bewunderung des ganzen Geschlechts ruft doch wohl noch mehr die Betrachtung der Producte und der Summen von Producten auf, welche allmählich und unbemerkt durch die immer geschäftige oft bewußtlos zusammenwirkende Thätigkeit vieler entstanden; und hier bleiben die Sphären, jene hohe geistige, die die Körperwelt bearbeitende und sich unterordnende, die Sphäre der auf andere Menschen wirkenden Gewalt und die Sphäre des Rechts ganz abgesondert. Sie wirken durch und neben einander, unterstützen sich oft, laufen mit einander fort, wie die Wirksamkeit der Gütererwerbung mit der geistigen Ausbildung; schränken zuweilen auch ein-

ander ein; aber nie kann eine an die Stelle der andern treten, nie z. B. die rechtliche die Wirksamkeit der Gütererzeugenden leiten.

Immer führen nun alle diese Untersuchungen zu dem allein zuläßigen Resultat der Freyheit in der Sphäre der Güter und des Friedens auf der ganzen Erde. Vielleicht glückt denn so den staatswirthschaftlichen Schriftstellern, was die Philosophen und Moralisten umsonst zu bewirken streben, die Nationen friedlich gegen einander zu stimmen. Das Resultat aller folgerechten Betrachtungen, das auch schon die Physiokraten, und noch mehr Smith gegen das feindselige und kriegslustige Handelssystem predigen, und das sich durch tieferes Eindringen nur immer mehr bewähren muß, ist beständig dieses, daß die Völker durch ihren gegenseitigen Handel nicht auf einer Seite verlieren, was auf der andern gewonnen wird, son-

dern daß beide gewinnen, daß die Völker nie das Glück ihrer Brüder stören, ihren Fleiß einschränken, ihre Ruhe erschüttern, und ihre Freyheit umstürzen, ohne daß im Augenblicke durch einen gerechten Gegenstoß ihr eigener Reichthum, ihr eigegener Kunstfleiß, ihre eigene Ruhe und Freyheit getroffen würde *).

Nun beruhte aber ein sehr großer Theil der Kriege des verflossenen Jahrhunderts und selbst ein Theil des leider noch fortwährenden auf der Voraussetzung des Gegentheils. Wird jenes allgemein anerkannt; so werden wohlwollende Regenten aus dieser Ursache nicht mehr Kriege anfangen, und ehrgeizige oder von blindem Haß erfüllte Staatsmänner die besser belehrten Nationen nicht mehr durch solche Vorspiegelungen täuschen, und zu einem aus ganz andern Absichten begonnenen Krieg verleiten und geneigt erhalten können.

*) Simonde II. p. 446.

Metaphysik des Civilprocesses
von
L. Harscher von Almendingen
Fürstlich Nassauischem Oberappellationsrath.
Ersten Bandes erste Abtheilung.
(12 gr. oder 54 kr.)

In eine angenehme Extase hat Rec. die Ankündigung einer Metaphysik des Prozesses gesezt, und vorzüglich von einem von Almendingen! Als Probe und nähere Erklärung des Tittels mag nachstehende wörtlich abgedruckte Stelle des Werkes selbst dienen. —

I.

Ueber den praktischen Nutzen einer Metaphysik des Civilprocesses.

Feuerbach nennt die Philosophie eine

unterthänige Dienerin der Gesetze. Einen tiefern und richtigern Sinn möchte wohl der umgekehrte Grundsatz enthalten. Für das wirkliche Leben im Staat vereinigter Bürger gegebne Gesetze, können ihrer Natur nach nichts anders als Ausflüsse der Philosophie, oder einer philosophischen alle Verhältnisse des Menschen und Bürgers umfassenden, über die Launen kurzsichtiger Despoten erhabnen, Ansicht seyn. Schlechte, inkonsequente, sich selbst oder der menschlichen Natur widersprechende Gesetze können nicht angewendet werden. Sie sind die Quelle einer willkührlichen Praxis, eines schwankenden Gerichtsgebrauchs, juristischer Controversen, an welchen der Sophismus seinen Scharfsinn übt, welche aber nie zum wissenschaftlichen Frieden führen. Die herabgewürdigte Philosophie beugt sich vergeblich unter ihrem Joch. Was nicht aus ihr hervorging, kann auch nicht durch sie gea-

delt und gereinigt werden. Der todte Buchstabe einer geistlosen Gesetzgebung kann höchstens dem genielosen Fleiß Stoff und Nahrung darbieten. Aber der Staub von Folianten zeugt keine für die Anwendung brauchbare Maximen. Sogenannte Gesetze werden allenfalls der Vehikel einer von Geschäftsmännern geschaffnen Routine; aber diese Routine, oder der durch sie ausgedrückte praktische Grundsatz ist mit dem sogenannten Gesetz nicht näher verwandt, als dieses letztere mit einem wirklichen; alle Versuche des juristischen Dogmatismus, die Philosophie unter das Joch schlechter Gesetze zu beugen, scheitern an der Natur der Sache und zerfallen in sich selbst; kann sie nicht über solche Gesetze herrschen, so bleibt sie aus den Tribunälen gänzlich entfernt, und hat überhaupt mit der Rechtspflege nichts zu thun.

Nichts ist daher auch für die Praxis

nothwendiger als die Zergliederung der bestehenden Gesetzgebung in ihre höhern allgemeinen Principien, welche ich die Metaphysik des positiven Rechts nennen möchte. Nur eine solche Metaphysik erzeugt Harmonie zwischen der Form und dem Inhalt, dem Buchstaben und dem Geist des Gesetzes. Indem sie letzteres von der Sanktion eines launenvollen sic volo, sic jubeo entkleidet, erhebt sie es in die höhern Regionen des Nothwendigen und Wahren. Indem sie die menschliche Natur als Obersatz, und die bestehende bürgerliche Verfassung als Untersatz betrachtet, sieht sie in dem Gesetz die nothwendige Folgerung gegebner Prämissen. Von dieser Metaphysik durchdrungen entscheidet der Richter nicht darum so, weil es so geschrieben steht, sondern es entsteht in ihm das Bewußtseyn, daß es darum so geschrieben stehe, weil er so entscheiden muß. Es scheint ihm, als wenn das

Geschriebene nicht seine Entscheidung leite, sondern nur ihre Richtigkeit verbürge; vom Geist der Gesetzgebung erleuchtet, verschwinden die Dunkelheiten ihres Buchstabens vor seinem innern Blick, und in den höhern vom Buchstaben nirgends ausgesprochenen Principien lösen sich ihre scheinbare Antinomien. Für ihn gibt es fast allenthalben nur Nothwendigkeit, und fast nirgends ein Ermessen. Und so bildet die Metaphysik der Gesetzgebung eine von aller Willkühr möglichst gereinigte Praxis. —

* *
*

Was ist denn aber die Natur der Sache? Was soll man unter den aus ihr hervorgehenden Grundsätzen verstehen? Können philosophische Abstraktionen positive Gesetze entbehrlich machen oder gar verdrängen? Darf die ausübende Rechtspflege jene anwenden, wenn diese sie verlassen?

Wo und wann hat die Gesetzgebung den Spekulationen des Schriftstellers, stillschweigend oder ausdrücklich, zulassend oder gebietend, gesetzliche Gültigkeit beigelegt? Wie kann denn irgend eine Rechtsmetaphysik praktischen Werth in Anspruch nehmen?

Jedes durch die Gesetzgebung sanktionirte rechtliche Institut geht aus einem bestimmten Bedürfniß hervor, und wirkt zu einem bestimmten Zweck. Es ist da, weil der bestimmte Zustand der Gesellschaft seine Existenz nothwendig machte. Jener bestimmte Zustand ist als die Aufgabe zu betrachten, zu welcher sich das Rechtsinstitut wie die Solution zum Problem verhält. Diejenige Ansicht, welche die Gesetzgebung — unter welcher man nicht blos ihren geschriebenen Buchstaben und ihre äussere Form, sondern ihren höhern Genius, oder jenen, unter jedem zur Cultur fortschreitenden Volk, unsichtbar wirken=

den, alle bürgerliche Verhältnisse beherrschenden und ordnenden Geist verstehen muß — über die Auflösung des Problems in Harmonie mit der ganzen Verfassung aufgefaßt hat — diese Ansicht und nichts anders, ist die Natur der Sache. Wer diese Ansicht richtig construirt, ist in die Natur der Sache eingedrungen. Und wer die aus jener Ansicht nothwendig folgenden Resultate darstellt, hat Grundsätze aufgestellt, welche ihre gesetzliche Sanktion in sich selbst tragen, und für die Anwendung volle Gütigkeit haben, wenn sie auch in keinem Gesetz geschrieben stehn, und sich kein Herkommen darüber nachweisen läßt. Jedes geschriebene Gesetz dagegen, welches solchen nothwendigen Resultaten widerspricht, ist keiner Anwendung fähig.

* * *

Vielleicht ist kein Theil unserer positi-

den Gesetzgebung einer solchen Behandlung mehr fähig als die Theorie des gerichtlichen Verfahrens. Die Worte der Gesetze sind hier unzusammenhängend und dürftig. Weder aus dem römischen noch aus dem canonischen Recht, noch aus den das gerichtliche Verfahren betreffenden Reichsgesetzen würde sich eine überall mit Gesetzen zu belegende Theorie bilden lassen. Aber weit erhaben über die positiven Gesetze ist hier die Natur der Sache. Die positiven Gesetze sind nicht allein aus ihr hervorgegangen, sondern sie sind so wenig ein Produkt der Willkühr, daß überall wo sie sich von der Natur der Sache entfernt haben, die Praxis in unauflösliche Schwierigkeiten verwickelt wurde.

Daß die Rechte des einzelnen Bürgers, nach der Willkühr des Berechtigten selbst, doch ohne Spielraum für die Willkühr des Richters, mit Umsicht und Sicherheit realisirt würden — das war das in

unsern Staaten, für unsere Bürger, durch das gerichtliche Verfahren, aufzulösende Problem. Wer nun die Ansicht richtig zergliedert, nach welchen unsere Gesetzgebungen in verschiedenen Epochen — vielleicht ohne eignes deutliches Bewußtseyn ihrer Urheber, blos beherrscht, wenn ich mich so ausdrücken darf, vom Geist des Problems selbst — die Auflösung desselben für möglich hielten, der hat die Theorie alles gerichtlichen Verfahrens in ihren höchsten Principien aufgefaßt. Er hat die Philosophie — oder — man wird jetzt diesen Ausdruck verstehen — die Metaphysik des Civilprozesses bearbeitet. Er hat sich zu einem vom Standpunkt des dogmatischen, des historischen und des sogenannten blos praktischen Juristen sehr verschiedenen Gesichtskreis emporgehoben. Indem der dogmatische nur den Inhalt des Gegebnen, der historische die äus-

sere Form desselben, und der praktische diese äussere Form im wirklichen Leben oder das Geltende darzustellen strebt, reicht der metaphysische allen die Hand, indem er aus dem was gelten konnte, das wirklich Geltende entwickelt. Doch schließt er sich unmittelbar dem praktischen Juristen an, indem er Einheit und Haltung in dem wirklich Geltenden darstellt.

KÖNIGL. KREISBIBLIOTHEK IN AUGSBURG

5

8° Stw.
Möller

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Möller, Carl Gottfried

Constantinopel in den Händen eines europäischen Volks ein Gegenstück zum Geist der Zeit

S.l. 1807

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Stw 5142
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11282722-0